

Als die Unbekannten und doch bekannt

Ein Zyklus von Theologenbildern aus alter Zeit

Wenn unter dieser Überschrift ein Zyklus von kurzen Lebensbildern ausgezeichneter Theologen einer längst entschwundenen Vergangenheit eröffnet wird, so soll damit keineswegs in einseitiger Verkennung dessen, was auch die Gegenwart Gutes hat, einer blinden Verehrung der vermeintlich guten alten Zeit das Wort geredet werden, sondern vielmehr vor allem das Andenken einiger längst verschollener Gottesmänner wieder aufgefrischt und vor dem Untergang bewahrt werden. Ich beginne mit der Reformationszeit, der Zeit der Wiedergeburt der Kirche Jesu Christi. Da sind es besonders die gewaltigen Kämpen des Herrn, welche, angezogen mit der Epheser 6 geschilderten Waffenrüstung, gegen die Bollwerke eines blinden Aber- und Unglaubens gekämpft und einen Sieg nach dem andern errungen haben. Das Leben dieser Helden näher kennen zu lernen, war von jeher mein Lieblingswunsch. Zwar bin ich mir wohl bewußt, nicht viele zu finden, die mit mir diesen Wunsch teilen, denn unsere heutige Zeit dünkt sich viel zu weise, um aus mehr als historischem Interesse nach den ehrwürdigen Männern Gottes der Vergangenheit sich umzuschauen. Denkt doch eine große Anzahl der Prediger selbst in unsern Tagen, wie ein mir benachbarter Amtsbruder, der mir neulich geradezu das Geständnis machte: Die gelehrten Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts hätten wohl auf der Höhe ihrer Zeitbildung gestanden, aber jetzt ständen sie unter der Bildung unserer Tage. Wir könnten deshalb nicht viel von ihnen lernen, denn mir müßten mit der Bildung unserer Zeit vorangehen; was in gemeines Deutsch übertragen doch nichts anderes heißt, als dem Zeitgeist sich anbequemen, und mit ihm im Unglauben wacker voran-, im Glauben dagegen immer mehr rückwärtsschreiten. O ihr armen durch Schwätzer verführten Menschenkinder, wie schlecht wird es euch dereinst mit eurem Akkomodationssystem und mit eurer verkehrten Zeitbildung in *dem* Gerichte gehen, wo das alles nichts wiegt, sondern allein die Gerechtigkeit dessen etwas gilt, der trotz allem Wechsel der Zeit derselbige bleibt in alle Ewigkeit! Wie wahr ist doch das Wort: Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. War es denn nicht der prophetische und apostolische Glaube, auf den unsere Reformatoren sich gründeten und den sie mit der ganzen Wucht der ihnen eigenen, von Gott gewirkten Energie verteidigten? Und ist denn etwa im 19. Jahrhundert dieser, der evangelische, Glaube ein anderer geworden als damals? O, wer unter der Zucht des göttlichen Wortes steht, der weiß nur zu gut, daß die Bedürfnisse und Erfahrungen eines armen, sündigen Menschenherzens noch immer dieselben sind, wie damals, und daß es auch heute noch keinen andern Weg ins Reich Gottes gibt, als den der Buße und des Glaubens. Wem aber dies klar ist, dem wird gewiß die Neologie unserer Tage, wo man die Ohren von der Wahrheit wegwendet und sich selbst Lehrer aufladet, nach denen einem die Ohren jucken (2. Tim. 4), keine wahre Befriedigung gewähren können, sondern der wird immer und immer wieder zu den Alten zurückkehren, den treuen bewährten Wahrheitszeugen, die durch gute und böse Gerüchte hindurchgegangen sind: als die Verführer, und doch wahrhaftig, und Gut und Blut, Leib und Leben oft daran gesetzt haben um des Bekenntnisses der Wahrheit willen. Ich wenigstens muß offen gestehen, selbst auf die Gefahr hin, ein Reaktionär genannt zu werden, daß ich in den Werken jener auf einigen Seiten mehr positives theologisches Wissen und mehr wahrhafte Frömmigkeit finde, als in ganzen Bänden der meisten sogenannten Theologen der Neuzeit. Stellt uns ein vor etlichen Jahren in Elberfeld erschienenes Sammelwerk die Väter und Begründer der evangelischen Kirche beider Konfessionen in lebensvollen Schilderungen vor Augen, so sollen uns nunmehr einige der wenig bekannten Mit- und Nach-

arbeiter derselben im Umriss, wie es der Raum dieses Blattes verlangt, vor Augen geführt werden. Wenn diese aber sämtlich der reformierten Kirche angehören, so hat das nicht in parteilichem Sonderinteresse, sondern allein darin seinen Grund, daß die großen Männer der lutherischen Kirche meistens allbekannt sind, während das leider bei denen der reformierten Kirche weniger der Fall ist. Da meine Arbeit bei aller historischen Objektivität auf strenge Wissenschaftlichkeit nicht Anspruch macht, so wird man mir es erlassen, die Quellen, aus denen ich geschöpft, mit Namen anzuführen. Es wird von Umständen abhängen, wie groß der Zeugenchor werden wird, den ich den Lesern des S. B. vorführen will. Eins aber ist gewiß, daß sie in ihren verschiedenen Zungen, worunter der deutschen aus leicht zu erratenden Gründen der Vorrang zugestanden wird, alle die *eine* Rede führen: Dies ist der Weg, denselben gehet, sonst weder zur Rechten noch zur Linken; und das *eine* Bekenntnis ablegen: „Eins ist's, das uns durchgebracht, Gottes Lamm, für uns geschlacht.“ Wer aber zum Volke Gottes gehört, der kennt diese Sprache als die Sprache Kanaans und begrüßt deshalb mit Freuden diese alten Wahrheitszeugen „als die Unbekannten und doch bekannt.“ Ein solcher wird sich auch nicht daran stoßen, wenn hie und da der Rahmen, in den ihre Lebensbilder gefaßt sind, etwa zu massiv zu sein scheint, sondern wissen, daß auf die markigen Gestalten jener Zeiten keine gekünstelte moderne Einfassung paßt, will man nicht der historischen Wahrheit Eintrag tun, vor allem aber den Zweck dieser Bilder nicht außer Augen lassen: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach“ (Hebr. 13,7).

Johann Wilhelm Stuckius

Von dem Mutterlande der deutschen reformierten Kirche, von der Schweiz, gehen wir aus, um damit gleich von vornherein einem weitverbreiteten Irrtum vorzubeugen, den in unseren Tagen Professor Dr. Heppe in Marburg aufgebracht hat und den ihm eine ganze Menge von Theologen nachspricht, die sich sträubt gegen die freie Gnade Gottes, nämlich dem: daß die deutsche reformierte Kirche die Kirche Melancthons sei, die Kirche des Augsburger Bekenntnisses, und zwar des vom Jahre 1530, welche die Prädestinationslehre Zwinglis und Calvins nie angenommen habe. Abgesehen davon, daß dieselbe in dem Hauptbekenntnisbuch der deutschen reformierten Kirche ausdrücklich enthalten ist, nämlich in dem Heidelberger Katechismus, haben die Reformierten Deutschlands nur gezwungen durch die äußeren, für sie so ungünstigen Umstände sich zu der Augustana bekannt, um dieselben Privilegien zu genießen, wie die Lutheraner, oder auch, weil sie sich immer der Hoffnung hingaben, dadurch die ihnen oft schroff gegenüber stehenden lutherischen Brüder sich näher zu bringen. Daß sie aber nicht aus freudiger Überzeugung die Augustana unterschrieben, wo dies geschah, ja sich deshalb oft in ihrem Gewissen gedrückt fühlten, dafür könnte ich manche Beispiele anführen, will aber nur die Leidensgeschichte des Zanchius in Straßburg und die der Reformierten in Frankfurt am Main nennen. Weil sich aber die Reformierten in Deutschland jederzeit eins wußten in der Lehre der Wahrheit mit den Reformierten in der Schweiz (und allerwärts), ja im 16. Jahrhundert sogar hauptsächlich die Impulse ihres geistlichen Lebens aus der Schweiz empfangen, so würde es von der höchsten Unwissenheit und Undankbarkeit zeugen, wollte man zwei Lagerstätten aus dem Volke machen, das nur ein Israel des Herrn ist, hier und dort. – Unter den weniger der Nachwelt bekannten Helden dieses in politischer Beziehung bloß von uns getrennten Volkes, welche die heiligen Kriege des Herrn geführt, ist es besonders Stuckius, der unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Johann Wilhelm Stucki oder Stuckius ist am 21. Mai 1542 in einem Kloster bei Zürich geboren, dessen Administration damals sein Vater, Rudolph Stucki, im Namen der Stadt Zürich leitete. Seine Mutter Martha stammte aus der angesehenen Familie der von Fulach ab. Da ihn die Eltern zum Stu-

dium bestimmten, so gaben sie ihn schon frühzeitig nach Basel zu seiner Tante Ursula von Fulach. Von da kam er mit dieser in seinem 9. Jahr ins Kloster Kappel, dessen Verwaltung damals sein Vater führte, um seine Eltern zu besuchen, die ihn nun dem Pfarrer Ludwig Lavater in Zürich zur Information übergaben, bei welchem er bis zu seinem 15. Jahre blieb und sich dann auf die Akademie nach Lausanne auf zwei Jahre begab und von da nach Straßburg, wo er sich die Gunst des berühmten Rektors Johannes Sturm erwarb. Auf den Rat der Vorsteher der Züricher Kirche und Schule, eines Bullinger, Gualther, Simmler, Lavater, Wolf, Geßner, Fries sen., Collin, Lemann und Pelican, besuchte er darauf die vorzüglichsten Schulen Frankreichs. Am längsten verweilte er auf der Sorbonne zu Paris, deren berühmtesten Lehrer der klassischen Sprachen und Enzyklopädie er hörte. Am meisten Vorteil zog er jedoch für seinen inneren Menschen aus dem Umgang mit dem wahrhaft frommen Herrn Philipp Mornay du Plessis, dessen dauernde Freundschaft er hier machte; denn durch denselben lernte er sein natürliches Sündenelend kennen, aber auch den Heiland, der gekommen ist, nicht die Selbstfrommen zur Buße zu rufen, sondern die in sich selbst verlorenen Sünder. Ein Jahr vor Ausbruch des ersten Bürgerkrieges in Frankreich kehrte er in die Heimat zurück. Hier auf besuchte er auf Wunsch seiner Eltern die damals hochberühmte Universität Tübingen, wo Crusius, Liebler, Hizler, Heiland u. a. seine Lehrer waren. Von da wandte er sich nochmals nach Frankreich. Unterwegs besuchte er auf der Reise dahin die Häupter der Genfer Kirche. Während er in Paris den Studien oblag, es war im Juni 1561, rückte die Zeit heran, wo das Gespräch zu Poissy stattfinden sollte. Der berühmte Martyr war von Zürich aus dahin geschickt. In Paris suchte er Stuckius auf, um ihn, den der französischen Sprache mächtigen, als Interpreten mit nach Poissy zu nehmen. Neben Antonio Caraccioli versah Stucki diese Mission so glänzend, daß ihn Martyr von der Zeit an wie einen Sohn liebte. Nachdem Stucki noch einige Zeit in Paris geblieben, wo er die Söhne hochstehender Männer unterrichtete, begab er sich aus diesem stürmischen Meere in den vaterländischen Hafen zurück. Doch nur flüchtig war sein Aufenthalt in der Heimat, sein heißer Wissensdurst trieb ihn gleich wieder fort. Er besuchte Italien, wo er auf der Universität Padua mit Rabbinern und den berühmtesten Orientalisten verkehrte und sich in der chaldäischen und syrischen Sprache eine große Geläufigkeit verschaffte. 1568 kehrte er in die Heimat zurück, wo er erst als Stellvertreter des Rektors Joh. Jac. Ammianus an der Hochschule verwendet wurde, um Logik zu lehren, und später an die Stelle des längst verstorbenen Bibliander als Professor der alttestamentlichen Exegese rückte, in welcher Eigenschaft er bis an sein seliges Ende den 3. September 1607 verblieb. 1570 verheiratete er sich mit Elisabetha Rästi, mit der er aber nur sieben Jahre lebte. Mit seinen Kollegen, besonders mit dem berühmten Zürcher Polyhistor Josias Simmler, stand er immer in den besten Einvernehmen. In seiner Lehrmethode hatte er viel mit Zanchius gemein. Wie dieser wandte er auch, nachdem er die verschiedenen Lesarten des Textes angeführt und diesen ausgelegt, denselben auf das Leben an; zog auch die betreffenden Glaubenslehren aus demselben. Dieser sein schöner und dabei ganz freier Vortrag zog viele Zuhörer aus dem fernen Auslande herbei. Sein Ansehen war im Auslande, wie in der Heimat sehr bedeutend. So wurde er 1578 in dem Streite Sam. Hubers in Bern mit unter die Schiedsrichter gewählt, ebenso bald darauf in dem Streit Claude Albers in Lausanne. Er stand mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung, auch mit dem uns bereits bekannten lieben Zanchius. Als Zanchius sein Werk *De fide religionis christianae* (vom Glauben der christlichen Religion) veröffentlicht hatte, wunderte er sich, daß er damit so manchen Widerstand fand, auch bei Stucki. Stucki schrieb ihm nämlich am 29. August 1588, er könne nicht verstehen, daß Christus als Mensch durch sein Verdienst auch sich selbst das ewige Leben erworben habe, denn daraus ginge hervor, daß er selbst eine Schuld zu büßen gehabt hätte; 2. daß Christus, als Mittler und Mensch, den zweiten Rang nach dem Vater habe, woraus zu folgen scheine, er sei bloß als Mensch Mittler gewesen; 3. daß der Antichrist der Türke sei, während es doch der Papst sein müsse;

und 4. daß auch weltliche Fürsten Bischöfe sein könnten. Zanchius antwortete ihm: 1. beziehe sich auf Christi Gehorsam als Mensch und gründe sich auf Hebr. 2,9; Phil. 2,8.9 das 2. gehe nicht nur aus dem apost. Symbolum: Christus sitzt zur Rechten Gottes, sondern auch aus Christi eigenen Worten: Der Vater ist größer als ich, hervor, was alles in Bezug auf seine menschliche Natur gesagt sei. Was den Antichrist betreffe, so sei zu vermuten, daß es eher der Türke, als der Papst sei, weil die muhamedanische Religion falscher sei, als die römische. Daß auch Fürsten Bischöfe sein könnten, beweise besonders das Beispiel des trefflichen Fürsten Georg von Anhalt. Dies stellte Stucki so zufrieden, daß er fortan nach diesem Werke des Zanchius seine Studenten examinierte. – Nach dem Tode seiner ersten Frau trat er noch dreimal in den Ehestand. Erst seine vierte Frau überlebte ihn. Seine Schriften, teils theol. teils philologischer Natur, sind sehr zahlreich. Durch seinen Tod verlor die Universität Zürich eine große Zierde.

Johannes Conrad Ulmerus

Johann Conrad Ulmerus wurde geboren den 31. März 1519 zu Schaffhaufen, wo sein Vater, Johann Ulrich von Ulm, Senator war. Seine Mutter, Margaretha, war eine geborene Thanner aus Büttenhardt. Die Jugendzeit unseres Joh. Conrad fiel in jene denkwürdigen Tage, wo der Engel das ewige Evangelium verkündigte denen, die auf Erden sitzen und wohnen, worunter besonders auch die Schweizer inbegriffen waren (Offb. 14,6). In Schaffhausen predigte damals kühn dies Evangelium Sebastian Wagner, mit dem Zunamen Hofmeister. Oft hörte der Knabe Ulmerus den gewaltigen Reden zu, welche dieser Mann, der nachher aus Schaffhausen weichen mußte und sich nach Basel und von da nach Zosingen begab, wo er bis zum Ende seines Lebens verblieb, gegen den Aberglauben und die Bilderanbetung der Altgläubigen hielt. Die Anfangsgründe zu seinem späteren immensen Wissen legte er in der Schule seiner Vaterstadt unter Anleitung des trefflichen, wenn auch oft etwas zu strengen, Lehrers Ferr. Später ging er nach Basel, wo er bei Simon Grynäus einige Zeit freie Kost und freie Wohnung hatte und diesem dafür behilflich war bei der Information seiner Kinder und in häuslichen Beschäftigungen. Außer diesem seinem väterlichen Freunde hörte er in Basel den Erasmus von Rotterdam, Oecolampad, Myconius und Amerbach, welche alle ihn liebten. Im Jahre 1538 begab er sich von Basel nach Straßburg, wozu er von seiner Vaterstadt ein jährliches Stipendium von 30 Gulden erhielt, immerhin eine genügende Summe in jener Zeit. Dasselbst blieb er drei Jahre und benützte in der Theologie die Vorlesungen Bucers, Calvins, Capitos, Hedios, Zells, in der Philosophie und Philologie die des Joh. Sturm, Peter Dasypodius, Bedrottus, Sapidus, Herlinus u. a. Von da wandte er sich nach Frankfurt am Main, Erfurt und Wittenberg, da er auch die Männer sehen und hören wollte, durch welche der Herr seinen Leuchter wieder in Deutschland angezündet hatte. In Wittenberg war er ein Tischgenosse des Dichters Caspar Bruscius und ein Hausgenosse des Timotheus Schürer. Mit Fleiß hörte er in der Theologie und Philosophie die großen Männer Luther, Melanchthon, Pomeranus, Justus Jonas, Cruciger, Humelius, Jacob Milichius. Auch fand er daselbst viele Freunde, worunter ihm sein Landsmann, der Jurist Hieronymus Schurfius von St. Gallen, der teuerste war, von dem Melanchthon oft sagte: „wenn das bürgerliche und kanonische Recht auch überall verloren ginge, so könnte dieser es wieder herstellen.“ Da nun Ulmerus einen ordentlichen Vorrat von Gelehrsamkeit gesammelt und vielen Privatunterricht erteilte, so wurde ihm von der Hochschule das Zeugnis erteilt, öffentlich lehren zu dürfen. Die Magisterwürde in der Philosophie hatte er sich bereits 1542 verschafft, wobei er an Joh. Strigel aus Gotha, Joh. Crato von Breslau, J. Heinrich Meier aus Bern u. a. später berühmten Männern Mitbewerber hatte. Nach der Philosophie wandte er sich der Theologie zu, worin sich ihm bald die Gelegenheit darbot zu praktischer Verwendung. Der Graf Philipp von Rieneck war im Begriffe, die Reformation in den Kirchen seiner Herr-

schaft einzuführen und verlangte zu diesem Zwecke von den Wittenberger Theologen einen hierzu geeigneten Mann. Obschon Ulmerus noch sehr jung war, so war doch seine Gottesfurcht und Lehrbegabung allgemein bekannt, so daß ihn Luther und Melanchthon zu dieser Mission gemeinsam vorschlugen und ihn mit Empfehlungsschreiben an den Grafen abschickten. Dies geschah gegen Ende des Jahres 1543. Er begann daselbst die Einführung der Reformation mit einer Predigt, die er am Epiphaniastage des Jahres 1544 hielt. Bald darauf schaffte er die Gebräuche und anderen abergläubischen Zeichen des Papsttums ab und gab sich alle Mühe, die Leute bekannt zu machen mit der Lehre der Wahrheit, die nach der Gottseligkeit ist. Zweimal in der Woche, außer den Samstagen, predigte er und hielt täglich Betstunden. Mühe und Arbeit scheute er nicht, und wenn er sich auch, besonders durch seine Strenge in der Zulassung zur Kirche und ihren Sakramenten, wovon er alle ausschloß, die nicht recht in der Lehre bewandert waren, viele Feinde machte, so erwarb er sich doch auch dagegen durch seine Beharrlichkeit und seinen lautereren, frommen Wandel viele Freunde.

Einige Jahre nachher kam die wüste Zeit des Interims, die so manche Hoffnungsblüten der deutschen Protestanten im Keime erstickte. Besonders ward Magdeburg und Umgebung davon hart mitgenommen. Der Graf Friedrich und Ulmerus, die sich damals eines Streites wegen in Magdeburg befanden, blieben standhaft beim guten Bekenntnis, und waren entschlossen, für dasselbe alles in die Schanze zu schlagen. Besonders rege zeigte sich Ulmerus in Ermahnungen, zu beharren in der Wahrheit. Der Graf wurde geächtet und sammelte ein Fähnlein gegen den Kaiser. Viele Stände des Reiches äußerten laut ihre Mißbilligung über das Interim. Viele süddeutsche Theologen, die das Interim nicht unterschreiben wollten, suchten in Norddeutschland, welches sich demselben heftig widersetzte, besonders in Magdeburg, dieser „Kanzlei Gottes,“ eine Zufluchtsstätte. Ulmerus nahm sich derselben brüderlichst an und beherbergte einen von ihnen, der Erhard Schnepfius, drei Monate lang versteckt in seinem Hause, bis ihn der Graf von Rieneck den sächsischen Fürsten empfahl. Der Graf selbst verharrte bei dem guten evangelischen Bekenntnis bis an sein Ende, welches im September 1559 erfolgte. Da er keinen männlichen Sprossen zurückließ, so fiel der größte Teil der Grafschaft an den Erzbischof von Mainz, was nicht wenig Besorgnis erregte in einer Zeit, wo der falsche Grundsatz: *cujus regio eius religio* (d. h. wie die Religion des Fürsten, so die des Landes), eine so große Rolle spielte. Allein diesmal war doch die Besorgnis grundlos. Mit seltenem Großmutte verordnete der Erzbischof, daß die Prediger nach wie vor das Wort Gottes rein und lauter predigen und nur die unnötigen Streitigkeiten unterlassen sollten. Würden sie dies tun, so wollte er sie eben so beschützen, wie der verstorbene Graf. Dies ließ er wenigstens zu Lohr bekannt machen, wo Ulmerus damals lebte. 1566 berief der Senat von Schaffhausen ihn zum Predigeramte. Obgleich seine seitherigen Verhältnisse nichts zu wünschen übrig ließen, siegte dennoch die Liebe zum Vaterlande in ihm. Er nahm den Ruf an und begab sich mit seiner schwangeren Frau und seinen fünf Kindern dahin. Schmerzlich vermißten ihn seine zurückgelassenen Freunde. In Schaffhausen im Monat Mai angekommen, wurde ihm die Aufsicht über die Kirche und das Amt eines Dekans anvertraut. In einem Zeitraume von beinahe dreißig Jahren predigte er hier über das ganze neue Testament. In seinem Alter machte er sich darauf an die fünf Bücher Mosis. Das erste Buch erklärte er noch bis zu Ende zur großen Freude der Zuhörer. Außerdem betrieb er fleißig die katechetischen Übungen und verordnete, daß die Schüler in der Klosterkirche öffentlich aus dem Heidelberger Katechismus unterrichtet würden. Auf diese Weise ist er in Schaffhausen der Gründer der s. g. sonntäglichen Christen- oder Katechismuslehre geworden. Allsonntäglich predigte er dreimal, was ihn so angriff, daß er am ersten August 1596 mitten in der Predigt einen Schlaganfall bekam. Der Senat setzte ihn in Anbetracht seiner Verdienste mit Belassung seines Gehaltes in Ruhestand. Seine Kräfte schwanden immer mehr, bis im Jahre 1600 jener Anfall sich wiederholte und ihm gänzlich die Sprache raubte, so

daß er durch Zeichen sich verständlich machen mußte. In diesem Zustande konnte er keine Speise mehr zu sich nehmen, auch wurde er von einem heftigen Husten geplagt. Als seine Gattin und Kinder versuchten, ihn etwas beizubringen, schrieb er auf eine Tafel: „Ihr werdet mich zuletzt Hungers sterben lassen, wann aber der wahre Hunger und Durst kommt, werde ich essen und trinken;“ womit er ohne Zweifel auf die himmlische Speise und den himmlischen Trank zielte. Zur Stärkung seines Bekenntnisses und zu seinem Troste ließ er seinen Sohn ausgewählte Sprüche der h. Schrift aufschreiben und dieselben an die Wand anheften. Wer nun zu ihm kam, dem zeigte er dieselben und gab durch Nicken des Kopfes zu verstehen, diese seien sein Bekenntnis und sein Trost. Es waren aber: 2. Kor. 5,6; Phil. 1,21.23; Apg. 7,59; Phil. 3,20; Hebr. 13,14; 2. Tim. 4,7.8; Ps. 71,5. In der Betrachtung derselben entschlief er endlich sanft den 7. August, halb 7 Uhr morgens, und wurde am folgenden Tage unter zahlreicher Begleitung der Bürger und der benachbarten Landprediger beerdigt.

In seiner Predigtweise hatte sich Ulmerus den großen Apostel zum Vorbilde genommen, nämlich so zu predigen, daß es nützlich sei zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, aber auch zum Troste. Er verfaßte eine bedeutende Anzahl trefflicher Werke, worunter: Summa eines pastoralen Handbuches, Trostschrift, Homilien über das Sakrament des h. Nachmahles, die Evangelien des Herrn (in drei Sprachen), ein Traktat über die Uhren. Auch übersetzte er mehrere Schriften ins Deutsche, als: ein anonymes Buch über das Ansehen der h. Schrift, Jesuitenspiegel, Cyprians über die Unsterblichkeit, die Bulle des Papstes und Bullingers Widerlegung behufs Verteidigung der Königin von England; in Versen: die Komödie der Maria Magdalena; die deutschen Bekenntnisschriften; aus dem Griechischen ins Lateinische: den Polymorphus des Theodorus, die Symbole der Väter und der ökumenischen Konzile, in so weit sie sich auf die ubiquitistischen Streitigkeiten der damaligen Zeit bezogen, welche er auch teilweise deutsch herausgab u. a. m. Er hinterließ auch im Manuskripte ein Werk, das wohl das interessanteste seiner Schriften ist, nämlich eine Zusammenstellung aller Zeugnisse der rechtgläubigen morgen- und abendländischen Kirchenväter, von dem Apostel Johannes an bis auf seine Zeit, welche die reine Lehre der h. Schrift von der Fleischwerdung des Wortes und dem h. Abendmahl, wie sie die reformierte Kirche hat, bestätigen. Sein Leben hat sein Sohn Johannes, der Prediger an der Kirche zu Wagenhausen (im Kanton Thurgau) war, kurz beschrieben.

Wolfgang Amling

Münnerstadt in Franken, damals zur Herrschaft Henneberg gehörig, später dem Fürstbischöfe von Würzburg untertan, ist die Geburtsstadt dieses Mannes, dessen Name in der Geschichte Anhalts unsterblich geworden ist. Im Jahre des Heils 1542 erblickte er daselbst das Licht der Welt. Sein Vater, Michael Amling, dem Senatorenstande angehörend, hatte in seiner Jugend in Wittenberg studiert und den Lorbeerkranz in der Philosophie sich erworben. Da er aber nachher aus einem mir unbekanntem Grunde der Studien überdrüssig wurde, widmete er sich der Wollenspinnerei. Seine Mutter Maria stammte aus einer alten vornehmen fränkischen Familie, der Geßner'schen. Er hatte noch vier Schwestern und fünf Brüder. Frühzeitig schickte ihn der Vater in die Schule seines Geburtsortes, die wohl damals alle jene Mängel hatte, die erst durch das Licht des Evangeliums gehoben wurden, die aber nachher, als sie demselben Eingang bei sich verschaffte, sich immer mehr hob und nachher bedeutende Männer in Kirche und Schule aus sich hervorgehen ließ. Leider verfiel sie im Jahre 1587 durch die Umtriebe der Jesuiten, welche der Fürstbischof von Würzburg in diese Gegend sandte, um sie in den Schoß Roms durch Ränke und Gewalt zurückzuführen, wieder der Macht des Papsttums. Heute noch besteht diese Schule, die nun ein von Patres geleitetes Gymnasi-

um ist, das nach bayrischen Begriffen den Vorzug vor allen ähnlichen Anstalten in Bayern haben soll, weil daselbst in höchst pedantischer Weise bloß gelehrt wird, wie griechische und lateinische Exercitia gemacht werden. Im Jahre 1558 begab sich Amling zur Fortsetzung seiner Studien nach Naumburg und von da auf die Universität Jena, Tübingen und Wittenberg. In Jena promovierte er zum Doktor der Philosophie. Auf der Reise nach Tübingen und Wittenberg lernte er durch Johannes Rosa, den er nebst Victorin Striegel als seinen treuen Lehrer kindlich ehrte, Eber und Peucer kennen. Zu seinen besten Freunden zählte er den Prediger Georg Horn in Hammelburg in Franken, den Inspektor Johannes Brendel in Dessau und den Direktor des berühmten Zerbster Gymnasiums, Balthasar Kissewetter. 1566 kam Amling in das Haus des Letzteren nach Zerst, um die Leitung dieser Schule zu übernehmen. Als aber zu gleicher Zeit eine schreckliche Epidemie daselbst ausbrach und die Schüler sich meistens zerstreuten, so verlangte Amling in größter Bestürzung, der Fürst Bernhard, dessen Vorliebe für die Gelehrten bekannt war, möchte ihn in seine Heimat ziehen lassen. Ein halbes Jahr später kehrte er aber wieder in seine Funktionen nach Zerst zurück, und wirkte daselbst in großem Segen. Im Jahre 1568 verehelichte er sich mit Dorothea Krebs, einer gläubigen Jungfrau aus Mütterstadt, welche aus Liebe zu ihm gern das Vaterland verließ und ihre schöne väterliche Wohnung mit einem unansehnlichen Hause vertauschte. Im Jahre darauf gebar sie ihm einen Sohn, der des Vaters Namen erhielt und in der Folge als Doktor beider Rechte, Inspektor und Professor des Zerbster Gymnasiums einen berühmten Namen erlangte. Bald nach der Geburt dieses Sohnes sah sich Amling genötigt, seine Stelle niederzulegen und in sein Vaterland zurückzukehren. Die Eingriffe der Papisten in die Kirche seines Vaterlandes, deren Unterdrückung der reinen Predigt des Wortes ließen Amling nicht ruhig. Er versuchte alles dagegen zu tun, machte die beschwerlichsten Reisen nach Speyer und anderen Orten, allein alles war vergebens. Er mußte es recht erfahren, wie die Jünger des Herrn Jesu ihr Kreuz auf sich nehmen und Ihm nachfolgen müssen auf dem engen Wege, der zum Leben führt, der aber immer hier ein Weg des Kreuzes, der Verachtung, Verkennung, ja des Todes ist. Im Jahre 1571 starb ihm nämlich nach der Geburt eines Töchterleins, das nach der Mutter genannt wurde, die treue Gattin. Bald darauf nahm der Herr auch dies Kindlein zu sich. Mitten in seiner Verlassenheit und in seinem Schmerze erfuhr jedoch Amling kräftig den Trost des Wortes: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen. 1572 erweckte ihm Gott in der Person der Barbara, Tochter des Caspar Neundorf, Präfekten von Henneberg und Stolberg, wiederum eine geeignete Gattin und Mutter für seinen Sohn. Reichtum und Bequemlichkeit, die sie zu Hause gehabt, ließ sie gern dahinten und erwählte lieber, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, als die zeitliche Ergötzung der Sünde, und zog freudig mit Amling in das ferne Anhalt. Schon 1570 hatte Amling einen Ruf als Pastor nach Koswig erhalten, allein trotz des blühenden Zustandes der dortigen Kirche und allerlei Annehmlichkeiten hatte er damals abgelehnt. Nun wählte ihn das Ministerium zu Zerst zum Pastoren, in welcher Stellung er fünf Jahre verblieb. Als 1578 der seitherige Superintendent und Kircheninspektor Abraham Ulrich starb, wurde Amling vom Fürsten Joachim Ernst von Anhalt an dessen Stelle gesetzt. Von nun an ließ sich Amling vor allem den Ausbau der Kirche Gottes im Lande Anhalt angelegen sein. Seine Wirksamkeit konzentrierte sich hauptsächlich auf Verbreitung der gesunden Lehre des lautereren Glaubens, den rechten Brauch der Sakramente, Einführung von Schulen, Errichtung des Diakonenamtes oder der Almosenpflege und endlich auf Handhabung einer strengen Kirchenzucht. Obschon vor ihm Theodor Fabricius und Abraham Ulrich vieles zur Ausbreitung des Evangeliums beigetragen, waren doch noch manche Stoppeln übrig, die früher Amling auch nicht sah, worüber ihm aber nunmehr durch die besondere Gnade Gottes die Augen aufgingen, so daß er alles zur Ausrottung derselben tat. Zuerst stellte er die zehn Gebote, die Luther nach der Augustinischen Fassung beibehalten, in ihrer Reinheit wieder her, so daß auch das zweite Gebot, das gegen den Bilderdienst gerichtet ist, wieder zu seinem Rechte kam. Als in der Folge viele Kir-

chen in Deutschland der in Württemberg damals durch Brenz vertretenen Lehre von der Allgegenwart des Leibes Christi, bekannt unter dem Namen Ubiquitätslehre, zu fielen, ward das Fürstentum Anhalt davor bewahrt. Den Bemühungen Amlings, der durch Wort und Schrift die biblische Lehre von der Person Christi, wie sie auch im apostolischen Glaubensbekenntnis enthalten ist, verkündete, ist diese Bewahrung zumeist zu verdanken. Außerdem führte er auch den rechten Brauch der Sakramente, als Zeichen und Siegel der göttlichen Gnade, ein. Was noch von papistischem Sauerteig übrig war, als Exorzismus (Teufelsaustreibung) bei der Taufe, abergläubischer Gebrauch des heil. Nachtmahles u. a. schaffte er allmählich ab. Freilich stieß er dabei auch oft auf Widerstand, wie denn 1590 Johann Arnd, der bekannte Verfasser des wahren Christentums, der seither Pastor zu Badeborn war, lieber auf seine Stelle, als den Gebrauch des Exorzismus resignierte. Es wäre unbegreiflich, wie ein solcher erleuchteter Mann einer solchen Unsitte das Wort sprechen konnte, wenn man nicht die menschliche Anhänglichkeit an das Alte, Herkömmliche und sodann das große Vorurteil bedächte, das damals gegen die einfach biblische Weise der reformierten Kirche eine Menge gebildeter und gottesfürchtiger Leute in Deutschland beherrschte. Andererseits wurde unserm Amling aber auch die Freude zuteil, daß sich viele von ihm aus Gottes untrüglichen Worte belehren ließen und zur Erkenntnis kamen, daß die Kirchendiener bloß die äußerlichen Zeichen der Gnade austeilten, der gegenwärtige Christus es selbst aber ist, der beim rechten Brauch der Taufe mit Feuer und Geist taufe, und im Abendmahle die *Seelen der Gläubigen*, die da reumütig herzunahen, mit seinem wahren Leibe und Blute zum ewigen Leben speise und tränke. In seiner Predigtweise jedoch enthielt er sich aller subtiler und streitiger Fragen und verkündigte nur das eine Notwendige und zwar ohne allen Wortschwall auf die eindringlichste und überzeugendste Art. Griffen dagegen die Gegner die Wahrheit an, so verleugnete er nicht dieselbe, wie in unsern Tagen oft falsche Hirten nach Art der stummen Hunde vor Fürsten und Gewaltigen tun, um ihres Stücklein Brotes willen, sondern trat für sie überall beherzt und furchtlos in die Schranken. Dies beweist unter anderem das Gespräch zu Hertzberg, das im Jahre 1578 die Anhaltiner Theologen mit Jacob Andreae und den übrigen Theologen hielten, die das Konkordienbuch verfaßt hatten. Aber auch die Jugendbildung, an der er früher gearbeitet, ließ Amling neben seiner vielseitigen Berufstätigkeit nicht außer Augen. Weil durch Vernachlässigung derselben nur die Kirche leidet, nach den richtigen Begriffen des Protestantismus wenigstens, der der Bildung nicht entbehren kann, so tat er alles zur Hebung des Zerbster Gymnasiums, wobei ihm der Fürst Joachim mit Rat und Tat zur Hand ging, so daß diese Anstalt durch beide zur akademischen Schule, unter dem Namen Bartholomaeum bekannt, erhoben, als eine Säule der anhaltinischen Kirche dastand. Für die armen Schüler schuf er jene Einrichtung, daß dieselben (Currendschüler genannt) allwöchentlich dreimal für das Absingen von Kirchenliedern der Reihe nach beschenkt wurden und nachher diese Gaben teilen mußten. Auf diese Weise wurde auch armen Knaben der Besuch der Anstalt ermöglicht und unter ihnen die Taugenichtse von den Würdigen etlichermaßen unterschieden. Dann wurden sie dadurch auch an das Gebet gewöhnt und manche zur Selbstverfertigung frommer Lieder veranlaßt, die ihnen selbst oft Nutzen und anderen Trost gewährten. Auf den Rat und nach dem Beispiel des Amling kleidete man jetzt auch die armen Schüler besser als früher und gründete eine Unterstützungskasse für bedürftige Familienväter und Exsulanten. Auch für die Beerdigung der Verstorbenen sorgte Amling, in dem er den Magistrat bestimmte, an einem trockenen Platze außerhalb der Stadt einen Friedhof, mit einer Mauer umgeben, anlegen zu lassen. Seither hatte man die Leichen, besonders die der Armen, bald dahin, bald dorthin beerdigt, in Kirchen, hinter Häuser u. a. O., wodurch oft tödliche Krankheiten ausbrachen. Es fällt mir hier ein Wort des Zürcher Otto Wermüller ein: Auch das Grab unseres Herrn Jesu Christi, sagt derselbe in seinem Kleinode vom Tode, war außerhalb der Stadt bereitet. Aber der Papst und sein Anhang mit ihrem geldsüchtigen Finanz haben einen Schatzgraben hier gefunden, und die Leute bere-

det, als ob es etwas zur Seligkeit tue oder hindere, daß einer hier oder dort liegt. – Amling selbst sprach es in seiner Eröffnungsrede, die nachher gedruckt wurde, auf diesem Friedhofe, der nach St. Nikolaus genannt wurde, offen aus, er wünsche lieber dereinst hier unter seinen Zuhörern zu ruhen, als *in der Kirche*. Mit der Einführung einer strengen Kirchenzucht, ohne welche eine wahrhaft christliche Gemeinde nicht bestehen kann, wollte es ihm nicht so schnell glücken. Nach manchem Harren und Schreien zu seinem Gott sah Amling aber endlich auch dieses Werk gekrönt.

Die vielen Sorgen und Arbeiten hatten allmählich seine Kräfte sehr erschöpft. Nichtsdestoweniger hielt er noch immer wöchentlich drei Predigten in der Kirche, drei öffentliche Vorlesungen im Gymnasium und bisweilen leitete er auch Disputationen. Noch kurz vor seinem Tode, am letzten März 1606 disputierte er über die heiligen Sakramente im Allgemeinen und beendigte damit sein Lehramt an dem Gymnasium, während er sonst den Brief Pauli an die Römer daselbst erklärt hatte. Da er in der letzten Zeit keine Speise mehr zu sich nehmen konnte und ihn deshalb viele bemitleideten, so pflegte er zu sagen: Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, sondern von einem jeglichen Worte, das aus dem Munde Gottes geht. Man redete ihm zu, sich doch zu schonen und sich beim Predigen durch seine Amtsbrüder vertreten zu lassen. Er lehnte dies jedoch entschieden ab, indem er, auf sein Bett zeigend, sagte: „Bis mich Gott an dieses binden wird.“ Am Palmsonntage hielt er noch eine feurige Predigt über das hohenpriesterliche Gebet, worin er zum Schluß bemerkte, er werde wohl sein Predigeramt beendet haben. Bald darauf, an Ostern predigte er nochmals über das Nachtmahl. Es drängte ihn dazu, trotz seiner leiblichen Schwächen. „Warum,“ sprach er, „sollte es mich nicht verlangen, nochmals mit meiner Gemeinde des Herrn Passah zu feiern, da doch unser Heiland so sehr verlangt hat, es mit seinen Jüngern zu begehen?“ Ganz elend bestieg er die Kanzel, aber der Herr, der den Müden Kraft gibt, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, gab seinem Diener Kraft, daß er mit großem Nachdrucke sein Wort verkündigen und darauf mit seiner Familie zum Tische des Heilandes nahen konnte. Von jetzt an brach die Krankheit mit Macht hervor. Amling empfahl sich dem Herrn Jesu, durch den die Kinder Gottes einen freudigen Zugang zum Vater haben und brachte seine Zeit mit heiligen Betrachtungen zu. Insbesondere las er den Brief Pauli an die Römer, diese Bibel in nuce (im Auszug), und führte dabei viele lateinische und griechische Ansichten an. Auch machte er nachts auf seinem Krankenbette mancherlei Sinngedichte, welche er morgens früh wiederholte oder zum Niederschreiben diktierte. Der Gedanke, welcher sich durch alle diese hindurchzog, war die Bitte des Bischofes St. Martin: Herr, wenn ich deinem Volke noch nützlich bin, so will ich mich ja keiner Arbeit entziehen, wenn du es aber anders beschlossen hast, so geschehe, was gut ist in deinen Augen. Auch spielte er öfters darin auf sein Symbolum an: Halte Gott still und bete ihn an. Als der Hofprediger Caspar Ulrich ihm einen Vers aus einem aufgrund von Jesaja 49 gedichteten Liede vorhielt, worin die schöne Stelle: „Du bist mein, in meine Hände habe ich dich gezeichnet, ich werde dich nicht verlassen“ vorkommt, antwortete der Kranke: Gott sei Dank, diese Gedanken und mein Seufzen passen gut zusammen. Denn so habe ich mich diese Nacht mit meinem Gott unterhalten. Und nun rezitierte er ein kleines Gedicht, worin er den Herrn bat, wenn Er ihn noch für seine Herde erhalten wolle, so möge Er seine schwachen Kräfte stärken, wo nicht, so möge er ihn zu sich in seinen Himmel nehmen. So kam sein Todestag, Sonntag Cantate, der 18. Mai heran. „Heute,“ sagte er an demselben zu seinem Sohne, „wird mich der Herr erlösen und zu sich rufen,“ was er noch öfters wiederholte. Seine Amtsbrüder, die ihn besuchten, ermahnte er mit dem Worte des Zacharias: „Liebet nur die Wahrheit und den Frieden.“ Seine Enkel ließ er zu sich ans Bett bringen und segnete sie, wie Jakob, mit den Worten: Der Engel, der mich erlöset hat von allem Übel, der segne die Knaben, daß sie wachsen und viel werden auf Erden. Darauf nahm er von ihnen, sowie von allen Anwesen den Abschied. Auf einmal sagte er zu seinem Sohne

gerichtet: „ich bin im Kampfe, komm' Jesu, komm!“ und bat, er möchte ihn auf die Erde niederlegen. Kaum war dies geschehen, so gab er in aller Ruhe seinen Geist auf. Am 21. Mai wurden seine Gebeine nach seinem Wunsche auf dem Friedhofe außer der Stadt unter zahlreicher Teilnahme beigesetzt, wobei Casper Ulrich die Leichenrede hielt. Seine ausführliche Grabschrift erwähnt die Drangsale, welche er von frühe an wegen des Bekenntnisses der lauterer Wahrheit in seinem Vaterlande ausgestanden, und daß er zuletzt in dieser Stadt eine Zufluchtsstätte gefunden, wie er als ein treuer Hirte und Vorsteher auch der benachbarten Kirchen und der Schule im Segen gewirkt, bis seine Kraft gebrochen sei.

Überblicken wir das ganze Leben dieses Mannes, so müssen wir gestehen, er war eine höchst bedeutende Persönlichkeit, sowohl durch seinen aufrichtigen lauterer Wandel, als durch seine Gelehrsamkeit und seinen überaus regen Eifer, den er für die Gemeinen Gottes in Anhalt, aber auch anderwärts an den Tag legte. Zwar sind seine Schriften nicht zahlreich, er hatte dazu nicht viel Zeit. Aber auch die wenigen, die er geschrieben, haben ein schönes Gedächtnis seines Namens bei der Nachwelt hinterlassen. Es sind folgende: Der Prozeß des jüngsten Gerichtes aus Offenbarung 20. Christliche Wiederholung der Lehre vom heiligen Abendmahle aus den Worten des Apostels 1. Kor. 10 und 11. Erklärung der Erwählten Gottes aus Offenbarung 7. Christliche Erinnerung aus dem paulinischen Worte: Suchet was droben ist, da Christus sitzt. Gegen Joh. Matthäus von Schmalkalden, welcher die reformierte Lehre der Anhaltiner in Betreff der Vereinigung beider Naturen Christi und die Menschwerdung Christi angriff, ließ Amling zwei polemische Schriften über diese Materien ausgehen, welche vollständig die Haltlosigkeit der Gegner an den Tag legten. Mehr aber, als durch seine Schriften, hat sich Amling durch sein Wirken verewigt. Er ist es, der die bereits begonnene Reformation in Anhalt vollends durchgeführt hat, und deshalb als der Vater und Begründer der reformierten Kirche in Anhalt anzusehen ist, der er in einer Reihe von 35 Jahren alle seine Kräfte gewidmet hat. Zwar haben lutherische Eiferer in neuerer Zeit (besonders Schubring in Dessau) mit allerlei Sophismen versucht, der reformierten Kirche in Anhalt den Boden zu entziehen, wie das der Fanatiker Vilmar in Niederhessen getan, allein Recht muß doch Recht bleiben und dem werden alle frommen Herzen zufallen. Mit Freuden begrüßte ich daher im vorigen Jahre die Erscheinung eines Buches, worin dies Recht verteidigt ist, nämlich: „Das gute Recht des reformierten Bekenntnisses und des Heidelberger Katechismus in Anhalt,“ vom Domprediger Zahn in Halle an der Saale. Möchten doch auch in anderen Ländern, wo die Union eingeführt, und das reformierte Bekenntnis durch dieselbe meistens gänzlich abhanden gekommen ist, wie in Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt, Rheinbayern, solche Zeugen aufstehen, die dem guten Rechte des reformierten Bekenntnisses, das durch die Gleichgültigkeit seiner meistens in Rationalismus oder Latitudinarismas versunkenen Bekenner in Deutschland vielfach in Verruf gekommen ist, da selbst wieder aufzuhelfen suchen.

Zum Schluß kann ich mir eine Bemerkung über Amling nicht versagen. Wer denselben etwa für einen Zeloten halten wollte, der irrt sich. Deren findet man überhaupt bei den alten reformierten Theologen im strengsten Sinne des Wortes keine. Wo Eifer sie beseelte, war es ein heiliger Eifer für das Haus des Herrn und die Ehre desselben, nicht aber für subjektive Meinungen oder väterliche Satzungen. Ein solcher Eiferer war auch Amling und erfuhr deshalb vielen Undank, denn die Welt will nichts davon wissen, daß Gott allein die Ehre gebühre, sondern sie raubt vielmehr Gott die Ehre und legt sie sich bei. Anfangs kränkte sich Amling sehr über die Schmähungen und Gehässigkeiten, die ihm von Seiten der anders Gesinnten zuteil wurden, allein nachher, als ihn Gott immer mehr in die Schule der Leiden nahm, lernte er alles mit Geduld ertragen. Wenn er hörte, daß einer seiner Gegner gestorben, oder im Begriffe sei, zu sterben, sagte er oft: „Ich aber wünsche, er würde noch leben und gerettet werden.“ Häufig wiederholte er das Gebet des Predigers im letzten Kapitel und

suchte sich damit, sowie mit der Verheißung Christi zu trösten: Selig sind die, so um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihrer ist das Himmelreich (Mt. 5,10). Auch richtete er sich oft an dem Beispiele unseres Heilandes, des Stephanus und der anderen Bekenner der Wahrheit auf. Die Obrigkeit ehrte er in allen Stücken, doch ohne Schmeichelei, indem er ihr eben so gut ihre Pflichten vorhielt, wie den Untertanen. Als ihn deshalb einmal der Vorwurf gemacht wurde, als überschreite er das Maß, antwortete er: „Ich muß mich auf das Wort des Erasmus berufen, das er den Mönchen gegenüber gebrauchte, die sich beklagten, er mache es allzu streng. Sie klagen mich an, sagte dieser, weil sie zu wenig tun, mein Gewissen aber klagt mich an, daß ich weniger tun würde, wenn ich milder wäre.“ Auch führte er oft das Wort des Apostels im Munde: „Denn tun wir zu viel, so tun wir es Gott; sind wir mäßig, so sind wir euch mäßig“ (2. Kor. 5,13). Die Sorgen für seine Familie und sein Hauswesen nahm er so an, daß sie ihm nicht in seinem Berufe hinderlich waren. Er lebte sehr einfach, und teilte von seinem bescheidenen Überflusse gern anderen, besonders um des Evangeliums vertriebenen Kinder Gottes mit. Unter diesen befanden sich auch zwei seiner Brüder Matthäus und Johannes, welche wegen ihres Bekenntnisses ihr Vaterland verlassen mußten. In dem allen erfuhr er aber reichlich das Wort der Schrift: Die den Herrn fürchten, haben keinen Mangel.

Wir gehen diesmal zu dem über, der sein Werk teilweise auf literarischem Wege fortsetzte, zu:

Bartholomäus Pitiscus

Am Bartholomäustage, am 24. August des Jahres 1561, wurde in dem bei der Stadt Grünberg in Schlesien gelegenen Dorfe Schlauna Bartholomäus Pitiscus geboren. Seine Eltern waren christliche Leute, aber zu arm, um aus eigenen Mitteln ihren Sohn unterrichten zu lassen. Der Vater im Himmel sorgte aber um so mehr für ihn. Es lebte damals in diesem Orte ein eifriger Diener Christi, der vor Begierde brannte, auch die Kinder der Landleute zu unterrichten. Dieses war Andreas Carchesius, dem Pitiscus zuerst anvertraut und von dem er eingeführt wurde in die christliche Lehre und in die Anfangsgründe der Wissenschaften. Da derselbe das bedeutende Talent seines Schülers wahrnahm, so beredete er den Magistrat seines Ortes, unsern Pitiscus zu unterstützen, damit er die Schule zu Grünberg besuchen könnte. An derselben standen damals berühmte Männer, als Abraham Buchholzer¹, Peter Titus, Jacob Ebert und Paul Bernau, welche den lernbegierigen Jüngling in dem Studium so förderten, daß er bald alle seine Mitschüler überragte. In seinem 18. Jahre ging er auf ihren Rat nach Breslau, um daselbst seine Studien fortzusetzen. Nebenbei gab er Privatunterricht, um seinen armen Eltern in keinerlei Weise beschwerlich fallen zu müssen. Ein großer Vorteil war es für Pitiscus, als ihn bald darauf der Hauptmann Siegfried Ribisch, der sich bei der Verteidigung von Großwardein einen berühmten Namen erworben, zu sich ins Haus nahm, damit er seinen Sohn Gottfried unterrichten sollte. In diesem Hause fand Pitiscus eine reichhaltige Bibliothek von geschichtlichen, theologischen und staatswirtschaftlichen Werken vor, die er fleißig benützte. Damals lebte der berühmte Amandus Polanus zu Breslau, mit dem er näher bekannt wurde. Auch die übrigen berühmten Männer Breslaus lernte er kennen, Johannes Crato, Andreas Dudith, Martin Schilling, Peter und Jacob Monau, Engelhard u. a. die damals öfters Zusammenkünfte hielten, in denen sie über die Angelegenheiten der Reformierten (?) sich besprachen. Später kamen zu diesem Kreise trefflicher Gelehrten die Heidelberger Quirinus Reuter, Christmann und der Dichter Georg Calamius (Röhrig), der später in *Linz* wo er als Professor am Gymnasium angestellt wurde, starb. Nun war aber doch die Zeit gekommen, wo Pitiscus von Herzen wünschte, die Vorlesungen auf der Hochschule zu be-

1 Die Senatoren von Grünberg hatten ihn durch Lucas Cuno, Pastor zu Grünberg, aus Sachsen berufen, um ihre Schule zu instaurieren und zu leiten.

suchen, um die solide Grundlage seiner bisherigen Bildung weiter auszubauen. Da jedoch sein seitheriger Mäzen gestorben war, und er keine weitere Unterstützung genoß, so schien ihm hierzu die Türe verschlossen zu sein. Dennoch wußte der Herr, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, auch dafür ein Mittel, indem er es einer frommen Matrone, der Gattin des berühmten Rates dreier Kaiser, des Joachim von Berge, der auf alle Weise die Ausbreitung der reinen Lehre in Schlesien zu befördern suchte, ins Herz gab, sich armer Jünglinge anzunehmen, die gesonnen wären, sich dem Dienste am Worte zu widmen. Unter der Zahl derselben war Pitiscus. Bevor er sein Vaterland Schlesien verließ, besuchte er erst zwei tüchtige Theologen, um deren Ratschläge in Betreff eines gesegneten Studiums der Gottesgelehrtheit zu vernehmen, die Pastoren Leonhard Crenzheim zu Liegnitz und Abraham Buchholzer zu Freistadt, seinen früheren Lehrer und intimen Freund Melanchthons. Da diese Blätter wohl auch jungen Leuten, die sich dem Studium der Theologie widmen, in die Hände fallen werden, so darf ich wohl die Ratschläge, die Pitiscus erhielt, nicht ganz umgehen. Zweierlei, sagte ihm Buchholzer, habe er zu beobachten: *Zuerst* die Hilfsmittel zur Theologie, die lateinische, griechische, hebräische Sprache, Logik (Denklehre) und Rhetorik (Stilistik u. dgl.), dann, wenn er diese gründlich sich angeeignet habe, sollte er zum *Zweiten* übergehen, welches das eigentliche Studium der Theologie bildet. Vor allem möge er den biblischen Text fleißig lesen und dabei fürs alte Testament die Version des Vatablus, fürs Neue die des Beza gebrauchen, neben beiden aber die deutsche Übersetzung Luthers. Beim Lesen der Schrift möge er sich die Summe der christlichen Lehre aus einigen Lehrbüchern, worunter besonders Melanchthons Loci zu empfehlen, an den betreffenden Stellen zusammentragen. Die Kommentare zu einzelnen biblischen Büchern seien zu benützen, doch müsse man in der Wahl derselben vorsichtig sein. Auch die Schriften der Gegner seien zu studieren, um ihre Kontroversen oder Irrlehren recht kennen zu lernen und sie dann um so gründlicher widerlegen zu können. Was man gelesen und gelernt hat, darüber müsse man oft nachdenken; *weil dies so wenig geschehe, fehle es auch an vielen großen Männern*. Die Kirchenväter habe man zu lesen der chronologischen Reihe nach. Auch über das Studium der Kirchengeschichte u. a. m. erhielt Pitiscus Aufschluß. In Bezug auf die praktische Ausbildung zum Predigtamte wies ihn Buchholzer an, bei Zeiten sich im Sprechen zu üben, wobei einem besonders das Unterrichten der Jugend zustatten komme. In den Predigtübungen möge er sich an ein lebendiges Beispiel halten und deshalb fleißig deutsche Predigten lesen, weniger um daraus zu lernen, wie man dieselben zu behandeln hat, als um sich die volle Kenntnis der deutschen Sprache und die Fertigkeit, sich darin leicht auszudrücken, anzueignen. Beim Predigen selbst habe man beständig auf zweierlei Dinge zu achten, auf die Applikation (richtige Anwendung des Textes) und auf die Einwirkung bei den Zuhörern. Ähnliche Regeln gab ihm auch Crenzheim. Dieser gestand ihm nämlich, er treibe es folgendermaßen: er lese erst ordentlich den hebräischen, dann den deutschen, dann den griechischen Text (die LXX) der Bibel, alsdann die Vulgata, vergleiche diese sodann und merke sich ihre Unterschiede an. Auch sei es sehr nützlich, wenn man sich Hauptsprüche der heil. Schrift mit Bezug auf die verschiedenen Lehrsätze zusammenschreibe; besonders in Bezug auf die (damals so sehr) streitigen Punkte von der Person Christi, dessen menschlicher Natur, der Erwählung und Rechtfertigung.

Doch wohin sollte sich nun Pitiscus wenden? Damals, es war im Jahre 1583, bestanden in ganz Deutschland nur drei akademische Schulen, auf welchen die reine evangelische Lehre, wie sie die reformierte Kirche erkannt hat, getrieben wurde: zu Neustadt in der Pfalz, zu Zerbst in Anhalt und zu Bremen, zu welchen im folgenden Jahre noch die Schule zu Herborn in Nassau hinzukam. Pitiscus wählte die nächste und begab sich nach Zerbst. Dasselbst hörte er ein ganzes Jahr mit großem Eifer die theologischen Vorlesungen des berühmten Wolfgang Amling, für den er Zeitlebens ein dank-

bares Andenken bewahrte. Als 1584 der Pfalzgraf Johann Casimir nach seines Bruders Ludwig Tode der reformierten Kirche in der Kurpfalz wieder freie Ausübung verschaffte, bekam Pitiscus Lust, sich dahin zu wenden. In Heidelberg hörte er vor allem die Vorlesungen des J. Jacob Grynäus und lenkte durch seinen außerordentlichen Fleiß so sehr die Bewunderung desselben auf sich, daß Grynäus ihm eine wahrhaft väterliche Liebe schenkte. Nebenbei machte er auch in der Philosophie solche Fortschritte, daß er mit David Pareus die Magisterwürde erhielt und allmählich die Augen der übrigen Professoren auf sich zog. Als daher bald darauf der Administrator der Pfalz zu dem Hofmeister des hinterlassenen Prinzen Friedrich (IV.) Otto von Grünrade und zu dessen Informator Georg Michael Lingelsheim noch einen Lehrer hiezu suchte, so schlugen ihm jene gemeinsam unseren Pitiscus vor. Über alle menschliche Gaben und Geschicklichkeiten gingen Pitiscus die guten und vollkommenen Gaben, die von oben herab, von dem Vater des Lichtes, kommen, die man aber nur durch demütige Anrufung des göttlichen Namens und fleißige Betrachtung der heiligen Schrift erhält. Deshalb fing er stets damit seinen Unterricht bei dem Prinzen an und lehrte denselben vorerst die Furcht Gottes kennen, welche der Weisheit Anfang ist. Durch seine außerordentliche Geschicklichkeit im Lehren gewann ihn der Prinz so lieb, daß er ihn zu seinem zweiten Hofprediger ernannte, sobald er majorenn geworden war. Dieser Umstand widerlegt von selbst die falschen Anschuldigungen der Württemberger Theologen, die der parteiische pfälzische Kirchenhistoriker Struve anführt, als ob Pitiscus auf alle mögliche Weise dem Prinzen das reformierte Bekenntnis aufgedrungen hätte. In diesem Falle hätte er sich wohl den Abscheu, nicht die Liebe desselben erworben. Bevor er seine neue Stellung antrat, machte er eine Reise in sein Vaterland, um seine vom Alter gebeugten Eltern zu sehen und seine früheren Wohltäter und Freunde.

Höchst ehrenvoll wurde er überall aufgenommen, besonders von den Magistratspersonen in Grünberg und von Nicolaus von Burckhaus, Georg von Dyhr, Sebastian von Schwarz, Jacob Monau und von seinem ehemaligen Gönner, Joachim von Berge. Letzterer, der sich das Wohl der reformierten Kirche so sehr angelegen sein ließ und deshalb in Korrespondenz stand mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, mit Fürsten (dem verstorbenen Friedrich III., dem Landgrafen Philipp Wilhelm) und Theologen (Ursinus u. a.), hätte gern Pitiscus in Schlesien zurückgehalten, allein die Verhältnisse gestatteten es nicht, denn er wurde von seinem Fürsten nicht entlassen. Drei Jahre nachher wurde er erster Hofprediger und im Jahre 1590 reiste er mit dem Kurfürsten in die Oberpfalz, wo er vieles zur Ausbreitung der reinen Lehre wirkte. Dasselbst schrieb er eine Verteidigung für die Reformation der Kirche im Anhaltinischen. Lutherische Zeloten hatten nämlich die biblische Nüchternheit im Kultus, welche dort eingeführt worden war, zu verdächtigen gesucht. Besonders waren ihre Angriffe auf die Abschaffung der Bilder gerichtet. Pitiscus rechtfertigte dies auf eine so glänzende Weise und verteidigte die gute Lehre dort mit so überzeugenden Gründen, daß nach dem Zeugnis eines der ersten Gottesgelehrten „niemand bis dahin die Kontroverse von den Bildern so kräftig und licht beleuchtet hat, als Pitiscus“. Aus Bescheidenheit hatte dieser nicht einmal seinen Namen bei Herausgabe des Buches genannt. Um dieselbe Zeit sammelte er auch die konstanten Sätze Luthers über den gebundenen Willen, um den Gnesio-Lutheranern seiner Zeit, die so gern Luthers Ansichten hierüber zu entstellen suchten, wie das auch noch in unseren Tagen gang und gäbe ist, zu zeigen, daß Luther nichts anders gelehrt hat, als Calvin und Zwingli, nämlich daß allein die freie Gnade Gottes diejenigen errete, welche sie will, und daß es dabei nicht liege an unserm Willen oder Laufen. Dies Buch wurde auf höheren Befehl gedruckt. Nach seiner Rückkehr nach Heidelberg beschäftigte er sich mit der Abfassung eines Glaubensbekenntnisses, worin er in kurzen Sätzen, Aphorismen genannt, die ganze Lehre der Wahrheit niederlegte und sie mit Zeugnissen der Schrift bekräftigte. Damit erwies er der nach Gottes Wort reformierten Kirche in Deutschland, die von den

Papisten wie von den falschen Brüdern immerdar verketzert wurde, einen nicht geringen Dienst. Durch seine schriftstellerischen Arbeiten verbreitete sich sein Ruhm immer mehr im Auslande, so daß auch fremde Fürsten seine Dienste beehrten. Nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich IV. nahm ihn der Administrator Johann öfters auf seinen Reisen mit sich, so auch auf den Fürstenkonvent zu Frankfurt, wo über die Wahl eines Kaisers beraten wurde. Bei diesem bewegten Leben nahmen aber seine Kräfte sichtlich ab. Es bildete sich im Monat April 1603 ein Leberübel² bei ihm aus, welche, da ständiges Fieber sich derselben beigesellte, ihn bald hinwegraffte. Er ging ein zu seines Herrn Freude den 17. Juli des genannten Jahres, nachdem er zuvor in größter Geduld die heftigsten Schmerzen unter anhaltendem Gebete ausgestanden. Außer den genannten Schriften gab er, ebenfalls in deutscher Sprache, noch heraus: Ausführlicher Bericht; Anhang; Antwort der Heidelbergschen Theologen; Endliche Überweisung; Beschluß der Überweisung; und in latein. Sprache: Antirrosarium, gegen einen Mainzer Jesuiten; eine Synopse des theolog. Studiums; eine kleine Trigonometrie und eine große und einen Thesaurus der Mathematik. Wegen seiner mathematischen Schriften, die ihm den Ruf eines großen Mathematikers verschafften, wurde er für viele Leute ein Gegenstand der Bewunderung. Denn es ist überhaupt eine seltene Erscheinung, daß ein Theologe auch in dieser Wissenschaft, die doch in gar keinem Zusammenhang mit der Theologie steht, exzelliert. Unter den übrigen reformierten Theologen damaliger Zeit war Josias Simmler ebenfalls ein bedeutender mathematischer Kopf. Der große Tycho de Brahe lobt in einem Schreiben an Conrad Assach unsern Pitiscus sehr. Wie seine mathematischen Schriften entstanden, darüber sagt Pitiscus in der Vorrede zu seiner Trigonometrie das Nähere. Er hat sie nämlich in seinen Musestunden geschrieben, wenn andere Schach u. dgl. spielen. Daraus geht genügsam hervor, daß er ein bedeutendes Genie war.

Urbanus Pierrius

Ein kleines Städtchen an der Oder, damals im Gebiete des Grafen Martin von Hohenstein gelegen, ist die Stätte, wo im Jahre 1546 Urbanus Pierrus von armen Eltern geboren wurde. Gern schickte ihn der Graf, als er die Anlagen des armen Knaben *bemerkte, nach Frankfurt an der Oder*, um ihn daselbst unterrichten zu lassen, auf seine Kosten. Nach Erlangung der Vorkenntnisse besuchte er daselbst die Universität, welche damals eine Zierde der Mark war. Durch seinen Fleiß und seine Bescheidenheit erwarb er sich viele Gönner. Hier lernte er auch die Tochter eines reichen Advokaten kennen, mit welcher er sich verheiratete. Durch diese Verbindung wurden seine Gedanken auf die Jurisprudenz gerichtet, deren Studium er nun anfing. Nach dem Tode seines Schwiegervaters widmete er sich aber ganz dem Studium der Philosophie, wobei er jedoch keineswegs die Theologie, die er sich gleich im Anfange zu seinem Fachstudium ausersehen hatte, bei Seite liegen ließ. Er trat als öffentlicher Lehrer der Philosophie auf und erlangte durch die Disputationen, die er leitete, einen solchen Namen, daß er eine Zeitlang sogar als Dekan in dieser Fakultät fungierte. In der Folge ließ er sich aber bei der theologischen Fakultät prüfen und wurde von Musculus (Andreas) zum Doktor der Theologie kreiert, welche Würde die Befugnis zum öffentlichen Dozieren in dieser Wissenschaft in sich schloß. Allein von Letzterer machte Pierrius keinen Gebrauch, sondern wandte sich nach der Stadt Brandenburg an der Havel, wohin man ihn als Pastor-Primarius beehrt hatte. Später stand er einige Zeit in Küstrin. Einst hörte ihn der Kurfürst Christian I. von Sachsen predigen und fand ein solches Wohlgefallen an ihm, daß er ihn als seinen Hofprediger und Superintendenten nach Dresden berief. Von da wurde er auf Verwendung des Kanzlers Crell nach Wittenberg berufen, wo er von 1590 an als Unversitätslehrer tätig war. Doch hatte er hier eine beklagenswerte Stellung; denn weil er den Exorzismus bestritt und anders lehrte, als das Konkordienbuch, zog er sich den

2 Die s. g. körnige oder granulierte Leber, Cirrhosis genannt.

Haß des unkundigen Volkes und auch vieler rohen Studenten zu, welche ihn mit Pasquillen bestürmten und auf allerlei Weise ihm das Leben in Wittenberg zu verbittern suchten. Noch schlimmer wurde seine Lage durch den am 25. September 1591 erfolgten Tod des edlen Christian I. Der Administrator Sachsens, der Herzog Friedrich Wilhelm, ließ sich nun vor allem angelegen sein, den ihm verhaßten Calvinismus, welchen Christian eingeführt hatte, aus dem Lande zu bannen. Zu diesem Zwecke untersuchte er die Kirchen in Sachsen, Meißen und examinierte die Pastoren überall über die Lehre von der Person Christi, vom Abendmahl, von der Taufe, von der Prädestination. Pierrius wurde mit mehreren anderen Theologen in öffentlicher Versammlung zu Wittenberg des Calvinismus überwiesen und ins Gefängnis abgeführt, aus welchem er erst im folgenden Jahre durch die Vermittlung der Königin Elisabeth von England befreit wurde, der er durch die Dedikation einer seiner Schriften bekannt war. Er verweilte darauf einige Zeit in Zerbst, bis ihn der Kurfürst von der Pfalz in die Oberpfalz berief, wo er mit Heinrich Salmuth mehrere Jahre hindurch die Kirchenangelegenheiten leitete. Von da wurde er nach Bremen verlangt, wo er in großem Segen mit Christoph Pezel wirkte und endlich den 12. Mai 1616 seinen irdischen Lauf beschloß. – Pierrius wurde von den Gegnern oft als ein streitsüchtiger Mensch hingestellt. Es ist wahr, er stand fest bei der einmal erkannten Wahrheit und opferte lieber für dieselbe alles, als daß er einen Finger breit von ihr abwich. Das ist aber keine Sucht nach Streit, sondern das ist eine Charakterfestigkeit, welche auch der aufrichtige Gegner loben muß. Im Übrigen bewegte sich Pierrius, wie überhaupt die alten reformierten Theologen, in in ihren Ausdrücken immer in den Grenzen des Anstandes, was leider ihre Gegner nur höchst selten taten. Seine Schriften sind meistens Gelegenheitschriften, hervorgerufen durch die brennenden theologischen Fragen seiner Zeit und Umgebung. Mehreres schrieb er über die Lehre von der Person Christi. Auch eine Art Agende oder Formular zu Gebeten veröffentlichte er. Bei Gelegenheit der Enthauptung seines Freundes Crell hielt ein gewisser Nicol. Blum eine die Reformierten sehr kompromittierende Rede, welche er nachher aufs Schärfste rezensierte. Am interessantesten ist jedoch sein „öffentliches Bekenntnis“, das er an den Administrator Sachsens richtete. Mit trefflichem Geschick beruft er sich in Bezug auf das heil. Abendmahl auf Luthers großen Katechismus, worin alle plumpen und capernaitischen Gedanken verworfen und klar gelehret wird, daß der Leib Christi, eine Seelenspeise genannt, den neuen Menschen nährt und stärkt, wie auch die christliche Kirche in jenem Osterliede bekennt: „Christus will die Kost sein, und speisen die Seel allein, der Glaub’ will keines andern leben.“ Weil er in diesem Buch u. a. sagt, es sei eine figürliche Rede: Gott ist Mensch, so hatten ihn viele des Arianismus beschuldigt. Darauf antwortete er aus dem Gefängnisse an den Administrator: Christus ist in einer Person wahrer Gott und Mensch; was aber den Satz betrifft: Gott ist Mensch und umgekehrt, so könne man denselben in doppelter Weise uneigentlich, nämlich figürlich und bildlich nennen. Ein anderes sei es, die Art und Weise der Predigt Christi, ein anderes Christum in seiner Person betrachten. Die Person Christi in sich betrachtet, da ist Gott eigentlich Mensch, und Mensch ist dieselbe Person, welche auch Gott ist. Betrachtet man aber die Art des Predigens des einen über den andern, so ist diese Redeweise figürlich oder bildlich oder, wie man auch sagt, ungewöhnlich zu nennen.

Bartholomäus Copenius

Am Epiphaniastage 1565 wurde der Rostocker Bürger Wolfgang Copen durch die Geburt eines Sohnes erfreut, dem er in der heil. Taufe den Namen Bartholomäus beilegte. Als ein Freund der Wissenschaft ließ er seinen Sohn frühzeitig schon die Schule besuchen, und als er älter geworden war, vertraute er ihn dem bekannten David Chytraeus an. Unterdessen war der Vater gestorben, und ein Oheim, Kanzler des Herzogs Carl und nachher des Königs von Schweden, hatte sich seiner an-

genommen, damit er nicht der Mutter lästig fallen möchte. Dieser nahm ihn mit auf seine verschiedenen Reisen. So kam er auch nach Heidelberg, wo ihn der Dr. Nicolaus Dobbin von Neustadt kennen lernte, der ihn beredete, die Neustädter Schule zu besuchen, wozu Coppen sich endlich entschloß. In kurzer Zeit hatte er das durch die Reisen Versäumte nachgeholt und wurde nachher bei Übersiedelung der Schule nach Heidelberg in das Sapienzcollegium aufgenommen. Sein Fleiß war so groß, daß er mehrere Monate keinen Fuß außer der Anstalt setzte. In Folge dieser Anstrengungen verfiel er in eine heftige Kopfkrankheit, wovon er jedoch bald wieder durch die Kunst der Ärzte geheilt wurde. Seine Lehrer, die mit Freude seinen Fleiß und seine außerordentlichen Geistesgaben wahrnahmen, erwirkten beim Fürsten Johann Casimir ein Stipendium für ihn, damit er einige auswärtigen Hochschulen besuchen könnte. 1590 ging er nach Basel, von da nach Genf, wo er Beza hörte und sich auch öffentlich im Disputieren übte. Von seinen Gönnern in die Pfalz zurück gerufen, wurde er von da nach Wittenberg geschickt, da der Kurfürst Christian von Sachsen noch lebte. Auch hier lag er so eifrig den Studien ob, daß man erstaunt, wie vieles er in kurzer Zeit las und hörte, wie er Geometrie trieb und Euclid hörte, mit Professoren der Theologie und Medizin verkehrte, unter letzteren besonders mit dem berühmten Scoto, und sich für alle Zweige der Wissenschaft interessierte. Im Jahre 1596 kehrte er nach einer beschwerlichen Reise nach Heidelberg zurück und wurde als dritter Lehrer am Sapienzcolleg angestellt. In der Folge leitete er die Anstalt zu Neuhausen bei Worms, welche eine Pflanzstätte echt reformierten Geistes und Glaubens war. Hier begab er sich in die Ehe. Die hebräische Sprache studierte er nun gründlich, zu welchem Zwecke er einen Rabbinen aus Worms bezahlte, mit dem er den Talmud las, so oft er dahin kam. Auch hier verfiel er in eine schwere Krankheit, genas aber wieder bald von derselben durch Hilfe des Sauerbrunnens zu Langenschwalbach, wohin er sich auf einige Zeit begab. Während er sich in dessen hier ganz in seinem Elemente fühlte, beehrte ihn die Fakultät zu Heidelberg zum Professor der Dogmatik. Am 26. Juli 1600 trat er diese Stelle an, wobei er zugleich nach Vorschrift unter David Pareus als Doktor der Theologie promovierte. In dieser Eigenschaft wirkte er dreizehn Jahre. Der Ruf von seiner Gelehrsamkeit wurde immer größer, so daß auch auswärtige Schulen auf ihn aufmerksam wurden. So berief ihn 1609 der Senat von Bremen, der daran dachte, die Schule zu Bremen zu vergrößern, zum Chef derselben. Coppenius aber dankte dem Senate und lehnte ab, indem er sein Alter und seine wankende Gesundheit vorschützte. In der Tat litt er jetzt oft an Katarrhen, Kopfschmerz und Schwindel, denn er übertrieb es mit dem Studieren. Oft saß er schon morgens vier Uhr hinter den Büchern und um zehn Uhr traf man ihn noch dabei. Ja sogar nachts stand er oft auf und las. Außer der heil. Schrift liebte er die Klassiker und sonstigen Werke, welche Manutius, Robert Heinrich und Paul Stephanus und Plantinus ediert hatten. Wenn er eines dieser Bücher fand, so hielt ihn auch der höchste Preis nicht vom Kaufen derselben ab. Gern las er auch David Kimchis Psalmen-Kommentar und die Bücher des Talmud, besonders das 6. Buch des 4. Teiles, „die Kapitel der Väter“, den besten Abschnitt des Talmud. Auch las er fleißig die Klassiker und verteidigte ihren weisen Gebrauch gegen diejenigen, welche sie als schädlich für die Erziehung hinstellten. Die Schädlichkeit sei mehr bei den Lehrern, die sie nicht richtig interpretieren, als bei den Autoren zu suchen. Ihre Lektüre vermag uns am besten zu zeigen, wie alle natürlichen Gaben und Tugenden außerhalb des Christentums unendlich mangelhaft sind. Ebenso las er die besten Schriften der Rechtsgelehrten und Mediziner. Diese Arbeiten und Nachtwachen rieben ihn aber endlich auf. Es war am 23. Mai 1617, als er vor Tisch, wie er gewöhnlich nach dem Colleg tat, einen kleinen Spaziergang machte. Nach Hause zurückgekehrt fühlte er eine Beklemmung und ein Schwinden des Augenlichtes. Bald nachher verließ ihn das Bewußtsein und die Sprache. Abends elf Uhr entschlief er sanft in dem Herrn. Ein ehrenvolles Leichenbegängnis wurde dem Manne zuteil, der 17 Jahre Professor zu Heidelberg und zweimal Rektor der Hochschule gewesen. Balthasar Baumbach, Professor der griechischen und he-

bräischen Sprache, hielt die Leichenrede. In der Universitätskapelle zu St. Peter, wo so viele auserwählte Rüstzeuge des Herrn ruhen, wurde er beigesetzt. Seine in lateinischer Sprache herausgegebenen gelehrten Werke verbreiten sich über die 7 s. g. katholischen Briefe und die Psalmen.

Noviomagus

Wilhelm der Reiche hatte durch den trefflichen Sarcerius in der Nassau die Reformation eingeführt und nach seinem Tode sein Sohn Johann VI. der Ältere dieselbe gänzlich durchgeführt. Ebenso wie in der Pfalz in Bremen und in andern deutschen Landesteilen hatte man auch hier der Wittenberger Weise der Kirchenverbesserung sich angeschlossen und kam erst allmählich, gleichsam stufenweise, zu der reformierten Lehre. Der rechte Bahnbrecher derselben war nun hier zu Lande Magister Gerhard Erbanus Geldenhauer, gewöhnlich genannt Noviomagus. Sein Vater Gerhard Geldenhauer, geboren zu Nimwegen in der Provinz Geldern, woher der Name Noviomagus, war Professor der Geschichte zu Marburg, woselbst Gerhard Erbanus Geldenhauer geboren und erzogen wurde. Es gibt eine Klasse von Menschen, die mit vornehmer Geringschätzung an einem Manne, wie unser Noviomagus ist, vorbeigeht und es am liebsten hat, wenn auch andere sich nicht bemühen, sein Andenken wieder aufzufrischen, weil an seinem Namen ein Flecken haftet. Noviomagus gehört nämlich unter die Zahl derjenigen, welche hier durch große Wasser der Trübsale gegangen und auserwählt gemacht worden sind im Ofen des Elends. Aber ließ ihn der Herr auch fallen, wie er andere Auserwählte oft schon tief fallen ließ, so half er ihm auch wieder auf. Er führet in die Hölle, aber auch wieder heraus. Es würde daher pharisäische Gesinnung verraten, die nichts von dem: „Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend“ weiß, wollte man deshalb diesen Mann totsichweigen, während er sich bei der Nachwelt ein dankbares Gedächtnis verdient hat. Nach Vollendung seiner akademischen Studien scheint er gleich als Prediger in Marburg verwendet worden zu sein. Frühe schon kam er in den Verdacht des Calvinismus. Damals war auch in Niederhessen noch der lutherische Typus herrschend, der freilich später, wie wir in der Folge sehen werden, dem reformierten vollständig weichen mußte. Noviomagus hatte in der Predigt die lutherische Abendmahlslehre angegriffen und gesagt, daß im Abendmahl des Herrn bloße Zeichen gegeben werde. Darüber wurde er vor einem Kolloquium zu Ziegenhain, den 16. Juli 1562, zur Verantwortung gezogen. Noviomagus ließ sich zur Eintracht bereden und die Sache verlief sich im Sand. Im Jahre 1568 wurde er als Pastor nach Herborn berufen. Weil er aber im Geruche der Irrlehre einmal stand, so mußte er erst ein examen orthodoxiae³ bestehen, dessen Notwendigkeit der Dillenburger Superintendent M. Bernhardus Bernhardt, ein eifriger Lutheraner, besonders urgierte. Schon lange vorher hatte ein anderer Gesinnungsgenosse, Mörlin, warnend vor Noviomagus, an die alte Gräfin Juliane nach Dillenburg geschrieben: „Nicht mehr der Katechismus Lutheri, sondern der Heidelbergische wird Ew. Gnaden Pflänzlein in den Schulen vorgelegt, welcher doch öffentlich unrecht ist. Denn Ew. Gnaden bekennen ja in Ihrem Schreiben christlich und recht, daß man mit dem Munde esse und trinke Leib und Blut Christi. Der Heidelberger aber sagt klar: dieser Leib sitze zur Rechten Gottes und könne nicht mit dem Munde gegessen werden. Wie auch M. Gerhard zu Herborn vor meinem Abreisen an mich geschrieben, daß er es mit uns nicht halten könnte, die wir Christi Leib mündlich essen wollten. Das wär Gottes Wort nicht gemäß, sondern zuwider.“ – Noviomagus war bereits verheiratet, als er nach Herborn berufen wurde.

Dies war der Mann, den Gott bestimmt hatte, in die nassau-katzenellenbogischen Lande die volle Erkenntnis der Wahrheit zu bringen. Durch seine gründliche Gelehrsamkeit und sein taktvolles Benehmen gewann ihn sein Landesherr Graf Johann, der anfangs mit Mißtrauen gegen ihn erfüllt war,

3 D. i. ein Examen zur Untersuchung seiner Orthodoxie.

mit der Zeit lieb. Noviomagus benützte diesen Einfluß, den Grafen, der durch seine Beziehungen zu den Niederlanden den Reformierten im mannigfacher Weise nahe stand, von der größeren Klarheit und festeren biblischen Begründung der reformierten Lehre zu überzeugen, welches ihm auch gelang. Der Graf ließ es sich nun vor allem angelegen sein, die Kirchen von dem Zierrate, den sie noch von den Zeiten vor der Reformation her hatten, zu reinigen. Diesen Gedanken hatte er schon längst mit sich herumgetragen. Der frühere Beichtvater der Gräfin Juliane, Mörlin, schrieb darüber an dieselbe einen Klagebrief, worin es u. a. heißt: „Ach mein Gott; das heißt nicht reformieren, sondern deformieren.“ Ein Urteil, dem auch heute noch mancher protestantische Christ beistimmt, der von seinem beschränkten Standpunkte aus es nicht begreifen kann, warum man keine Fahnen, Teppiche, Bilder u. dgl. in der Kirche dulden sollte! Noviomagus hatte wegen seines Eifers für den Herrn sehr zu leiden, von den falschen Brüdern, wie von seiner Gemeinde zu Herborn. Indes war er nach dem Zeugnisse eines unbefangenen Historikers, des alten Steubing, „immer mehr mit Ausbreitung des Guten in seinem Dienste beschäftigt. Mit klugem Fleiß und einer unerschütterlichen Herzhaftigkeit schaffte er den Rest dessen, was noch aus vorigen Zeiten übrig war, weg.“ Statt der Altäre ordnete er Tische an. Auf die Verbesserung der Kirchenfonds ward er ebenfalls sehr bedacht. 1575 bereiste er zu dem Zweck das Hardamarsche, Dietzische und Beilsteinische. Gegen seine Widersacher, die ihn auf alle Weise zu stürzen suchten, bewies er eine bewunderungswürdige Festigkeit, die ein Ausfluß seines durchaus männlichen Charakters war. Bernhardi von Siegen hatte das Gerücht von allerlei Ketzereien ausgesprengt, deren sich Noviomagus schuldig gemacht hätte, worauf ihm dieser mit Ruhe und Würde antwortete: „Es sei wohl wahr, daß er, da er nach Herborn gekommen, den Exorzismus bei der Taufe unterlassen hätte, in der Meinung, er wäre hier längst nicht mehr im Brauch; ebenso, daß er im Abendmahl anders lehre“ usw. Den ärgsten Widerstand fand er bei Einführung des Brotbrechens beim h. Nachtmale. Es ist eine psychologische bemerkenswerte Erscheinung, mit welcher Zähigkeit bis auf den heutigen Tag das Volk, besonders auf dem Lande, an ererbten Gewohnheiten und Herkommen hängt, welche Gleichgültigkeit es dagegen in der Regel zeigt, wenn in wichtigen Dingen Änderungen vorgenommen werden, wie dem heutigen Unglauben der Pastoren, der Einführung der Union u. a. gegenüber. O Torheit, daß man immerdar den Kern sich rauben läßt und, die Schale festhält, im Wahne, man habe die Hauptsache! Man hatte auf der im Sommer 1577 zu Herborn stattfindenden Synode allgemein festgesetzt, den Ritus des Brotbrechens einzuführen und nur darauf stützte sich Noviomagus. So oft er nun in seinen Predigten dasselbe erwähnte, gab es einen Tumult und die meisten liefen zur Türe hinaus. Dasselbe geschah auch, als er am Christtag 1577 das Brot brach. Es wäre dabei fast zu Tätlichkeiten gekommen. Noviomagus wandte sich an den Grafen nach Dillenburg und klagte über „allerlei böse Reden und Unruhen.“ „Ew. Gnaden schreibt er, wissen es, daß es nun etliche Jahre her sind, daß ich meinen möglichsten Fleiß angewendet, damit in Ew. Gnaden Landen beide die Prädikanten mehren teils recht instituiert und das ganze Werk der Reformation befördert werden möchte: dabei ich den vielfältigen Undank niemals gescheuet. Und wiewohl mein Vermögen schlecht und schwach, so hat Gott Gnade gegeben, daß mit Verbesserung des Gottesdienstes alle Punkte bis auf den des Brotbrechens, ehe denn Ew. Gnaden andere Theologen ins Land bekommen, richtig gemacht und eingeführt gewesen; welches hernach andere gern hätten disputierlich machen wollen usw.“ Schließlich fragt er: „weil der böse Feind durch mißgünstige Leute sein Unkraut täglich aussäete, und wegen seiner geschöpften Schwermut so wohl als des Hasses und der Calumnien gegen die wahre Religion hoch zu besorgen wäre, daß er zu Herborn nichts Fruchtbare ausrichten könnte, ob es nicht ratsam wäre, ihm seines Herborner Dienstes zu entlassen, und (diesen) mit einem gelehrten Mann zu bestellen, doch aus der Zahl derjenigen, die geraden Fußes in der Wahrheit des Evangelii einherschreiten.“ Noviomagus verstand unter Letzteren die s. g. Kryptocalvinisten, namentlich Pezel und Widebram, die kurz vor-

her der Graf auf des Noviomagus Betreiben aus Sachsen berufen hatte, welche in der Folge auf dem Fundament, das Noviomagus gelegt, weiter baueten und die vollständige Durchführung der reformierten Kirche in den nassau-oranischen Landen zum Abschluß brachten. Nun ließ der Graf durch Otto von Grünrade und Nymtsch, seine Räte, die Sache ernstlich betreiben, und die Hauptauführer gebühlich bestrafen, die dem Noviomagus zur Last gelegten Ketzereien aber (denn seinem Lebenswandel mußten alle das beste Zeugnis geben), an den Generalkonvent verweisen, der 1578 zu Dillenburg stattfand. Mit demselben beginnt ein Wendepunkt in der Geschichte der nassauischen Kirche, weshalb wir ein wenig bei ihm stehen bleiben.

In den letzten Jahren war wohl die ganze Strömung des kirchlichen Lebens in den Landen des Grafen Johann eine reformierte gewesen, allein es fehlte derselben bislang an einer bestimmten Ordnung. Eine Versündigung an der Geschichte ist es aber, wenn man aus diesem fehlenden Faktor eine s. g. melanchthonische Kirche, als die ursprüngliche deutsch-reformierte zu fingieren sich erköhnt. Wohl sind hier, wie anderwärts in Deutschland, Perioden gewesen, wo man schwankte zwischen lutherisch und reformiert, allein auch hier gilt: tertium non datur; das Unklare mußte zur Klarheit, das Schwankende zur Festigkeit durchringen. Solches geschah durch den erwähnten Generalkonvent. Da die Prediger bereits vorbereitet waren, so hatte Graf Johann ein Glaubensbekenntnis durch Pezel aufstellen lassen, darinnen die Hauptlehren enthalten sind, in welchen sich die Reformierten, besonders damals, von den Lutheranern unterschieden. Dies wurde zur Begutachtung den versammelten Predigern vorgelesen und von diesen allen mit Beifall aufgenommen und nachher als Confessio nassovica anerkannt. Die Generalsynode, die am 29. Januar desselben Jahres zu Dillenburg getagt, hatte bereits eine „Kirchenordnung“ abgefaßt in ganz reformierten Sinne, so daß nun der äußerliche Bau der reformierten Kirche in diesen Landen fertig dastand. Der rechte Baumeister, der heilige Geist, der durch das Wort und die lebendige Predigt desselben wirkt, muß dann jederzeit das Übrige tun.

Noch im nämlichen Jahre wurde Noviomagus, dessen Verfahren von dem Generalkonvente anerkannt, ja als Beispiel zur Nachahmung hingestellt wurde, von Herborn nach Dillenburg versetzt und zum Hofprediger und Inspektor ernannt. Der Neid und die Verfolgungssucht ließ ihn jedoch nicht lange hier. Im Sommer 1579 wurde er auf die armselige Pfarrei Willensdorf gesetzt, wo es ihm so hinderlich mit den Seinen ging, daß er oft an dem unumgänglich Notwendigsten des täglichen Lebens bitteren Mangel litt, wie aus einem Briefe hervorgeht, den er von dort aus an Nymtsch und Grünrade schrieb.

Aus demselben erfahren wir auch, daß sich Noviomagus auch mit Gedichten abgegeben hat, wie er denn zu solcher Beschäftigung hier in der Einsamkeit volle Zeit hatte. Im Jahre 1581 muß er wieder nach Dillenburg an den Hof gekommen sein, wie aus Briefen an ihn zu entnehmen ist; und aus dem Umstande, daß er dem Konvente, der auf dem Schlosse zu Dillenburg vom 16. bis 27. Januar 1582 stattfand, als Inspektor wieder beiwohnte. Der Graf Johann eröffnete diese Verhandlungen mit der Frage nach dem Stand der Kirchen und Schulen, welche Noviomagus nachher in einer besondern Schrift beantwortete. An den folgenden Tagen ward die Anordnung der Presbyterien, sodann der Prediger, Diakonen und Almosenpfleger und die Kinderzucht besprochen. Darauf ward die 1581 zu Middelburg erschienene niederländische Kirchenordnung vorgeschlagen, welche angenommen wurde, obschon früher schon, auf dem Dillenburger Klassenkonvent den 24. April 1581 die Heidelberger Kirchenordnung samt dem Heidelberger Katechismus adoptiert worden war. Wegen casuistischer Fälle beschloß man, die niederländischen Synodalakten ins Deutsche zu übersetzen, nebst der Middelburger Kirchenordnung, – um sich in zweifelnden Fragen daraus Rats zu erholen. So gut reformiert war man also schon, daß man sich nach einem spezifisch reformierten Lande richtete!

Besondere Sorgfalt widmete Noviomagus der Gründung von Schulen, wie er denn auch eine ganze Reihe derselben während seiner Wirksamkeit entstehen sah.

Auf dem Kirchenkonvente, der im Mai desselben Jahres stattfand, worauf besonders das höhere und niedere Unterrichtswesen ins Auge gefaßt wurde, treffen wir unsern Noviomagus zum letzten Male in Aktivität an. Bereits im Jahre 1577 hatte er sich vom Teufel verführen lassen, gegen das siebente Gebot zu handeln. Niemand wußte etwas davon, allein in seiner Aufrichtigkeit und in der bitteren Reue, die er darüber fühlte, ward sich Noviomagus zuletzt selbst zur Last. Er zeigte sich deshalb der nächsten Synode zur Bestrafung an. Alle waren der Meinung, „daß der Fall zwar sehr groß wäre, allein der Schuldige, weil er sich selbst angegeben, so still als möglich bestraft, und wenn er im Dienst behalten werden sollte, an einen fernen Orte angestellt werden müßte.“ Der Graf ließ ihn hierauf fünf Wochen ins Gefängnis legen und dann mit den Seinigen nach Liebenseid bringen, wo er ihm einen Monat strengsten Hausarrest auferlegte. Nach Ablauf desselben besuchte er seine Tochter in St. Goar. Dasselbst erfuhr er, daß in Lier in Ostfriesland eine Predigerstelle vakant wäre. Nachdem er auf wiederholte Bitten hin vom Grafen ein Zeugnis erhalten, daß er der wahren Religion, die er hier im Lande ausgebreitet, zugetan wäre, sowie daß er in seinem Amte treu und fleißig gewesen, machte er sich auf die Reise nach Lier. Unterwegs kehrte er bei den Predigern in Wesel ein, denen er seinen Fall und Kummer mitteilte, und die ihn ob seiner ungeheuchelten Reue trösteten. Nichtsdestoweniger bestand er ein für allemal darauf, daß erst ein Gutachten seinerwegen von Danaeus und dem Consistorio von Genf eingeholt würde, ehe er Wesel verlasse. Die Antwort zögerte indessen zu lange, deshalb reiste er dennoch ohne sie ab. In Lier hielt er drei Probepredigten mit ungemeinem Beifall, worauf er von allen zum Pastor gewählt wurde. Seine Gewissensbedenken ließen ihn je doch erst die Stelle annehmen, als das erwartete Gutachten aus Genf angekommen war. Im Frühjahr 1584 folgte er einem Rufe nach Emden. Als fünfter dortiger Prediger lebte er mit seinen Kollegen, besonders mit Menso Alting aufs freundschaftlichste. Auch von Seiten der Gemeinde wurde ihm alle Liebe angetan. Leider wurde ihm auch hier nicht lange Rast und Ruhe gegönnt. Durch einige Studenten dortiger Gegend, welche auf der zu jener Zeit neugegründeten Herborner Hochschule studierten, ward die Geschichte seines Falles ausposaunt worden. Noviomagus wandte sich deshalb in größter Bestürzung an Pezel in Bremen und Graf Johann in Dillenburg, mit der dringenden Bitte, ihm doch zu einer anderen Stelle zu verhelfen. Endlich fand sich eine solche in Neuhausen bei Worms. Hier verblieb er sieben Jahre, und kam von da 1597 nach Neckareltz in dem pfälzischen Amte Mosbach, wo er endlich im 77. Jahre seines Lebens, nach 53jähriger Wirksamkeit im Predigtamte, am 4. März 1614 einging zu seines Herrn Freude. „Er war, nach Steubings Urteil, ein in aller Hinsicht respektabler Mann, der seines offenen Kopfes, als guten Herzens wegen alle Achtung jedes Rechtschaffenen verdiente.“

Was seine schriftstellerische Tätigkeit anlangt, so publizierte er trotz seines mühseligen und vielbewegten Lebens etwa zwölf Werke in deutscher und lateinischer Sprache. Von besonderer Wichtigkeit war ein Büchlein über das Nachtmahl, auf welches Pezel großen Wert legte, und seine Schrift „von den Cuerimonien“, welche Pezel fast gänzlich bei Abfassung des so genannten nassauischen Glaubensbekenntnisses benutzte, weshalb man Pezel immerhin den Herausgeber dieses Bekenntnisses nennen mag, aber nicht den alleinigen Verfasser desselben, wie Heppe in den „Bekennnißschriften der reformirten Kirchen Deutschlands“, Elberfeld 1860, S. XII. Dies mag wohl daher kommen, daß Heppe zu wenig Kenntnis von dem Leben und den Schriften unseres Noviomagus hatte, was ja auch gar nicht zu verwundern ist, da *nicht eine* Biographie von ihm existiert, und man nur hie und da zerstreute Nachrichten über ihn findet, die Steubing fragmentarisch zusammengestellt hat. Wir aber wollen auch hierin die Ehre lassen dem vielfach verkannten und geschmähten

Noviomagus, durch den der Herr so Großes in der Nassau gewirkt hat. Mag auch eine pharisäische Gegenwart, welche das Erbe der Väter schnöde um das Linsengericht eines schwächlichen Modechristentums hingibt, den Namen unseres Noviomagus kaum einer Erwähnung würdig halten, wir wollen hier auch dieses Namens, der gewiß neben dem Namen eines David, eines Petrus, ja Paulus und anderer begnadigten Kinder Gottes im Buche des Lebens eingetragen ist, in Dankbarkeit gedenken, damit wir nicht den Juden gleichen, die nicht glauben wollen an die Barmherzigkeit, welche den ersten Christen zu Rom widerfahren ist (Röm. 11,31).

Christoph Pezel

Wo der Name des Noviomagus genannt wird, da darf billigerweise auch nicht der des Pezel vergessen werde, seines treuen Mitarbeiters in dem nassauischen Weinberge des Herrn, wenn auch letzterer nicht so unbekannt klingt, als der erstere. In unseren Tagen hat ihm auch Herr Mallet in der Herzoglichen Realencyclopädie einen Artikel gewidmet. Indes halten wir unsere Arbeit nicht für überflüssig, da wir hier Pezel auf einem Gebiete besonders ins Auge fassen, wo er so ziemlich als ein Unbekannter erscheint. Pezel, geboren den 5. März 1539 zu Plauen im sächsischen Voigtlande, machte seine Studien zu Wittenberg, woselbst er nachher als akademischer Lehrer der Theologie wirkte. Die kryptocalvinistischen Streitigkeiten zwangen ihn, sein Vaterland zu verlassen, und eine Zuflucht bei dem Grafen Johann zu Dillenburg zu suchen, der ihn nebst seinen Wittenberger Leidensgefährten an seinem Hofe aufnahm. Im folgenden Jahre nach seiner Ankunft zu Dillenburg wurde Pezel vom Grafen auf die vom Herzog Johann Casimir im Mai 1578 zu Neustadt in der Pfalz veranstaltete Synode geschickt, samt Dr. Widebram. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Pastor in Herborn ernannt, auf des Noviomagus Stelle. Wegen des neueingeführten Ritus beim h. Abendmahl hatte auch Pezel im Anfange allerlei Unannehmlichkeiten zu erfahren, wie sein Vorgänger. Er gab sich jedoch unermüdlich alle Mühe, die Leute durch seine Predigten zu belehren und zur Ordnung zurückzurufen. Seine Reden über das h. Abendmahl fand der Graf so erbaulich, daß er sie ihm zum Durchstudieren abverlangte und sie nachher zu Oberursel abdrucken ließ, unter dem Titel: „Pezelii Erklärung der Lehre vom h. Abendmahl, in Predigten, so er in Dillenburg gehalten.“ Pezel hatte nämlich die Verpflichtung, alle Mittwoch, wenn er zum Konsistorialverhör nach Dillenburg käme, daselbst zu predigen, indem die alte Gräfin Juliana ungemein viel auf ihn hielt. Diese Predigten wurden in der Hund Gottes das Mittel, die alte Gräfin, die bisher eine strenge Lutheranerin gewesen, für die reformierte Kirche zu gewinnen.

Die Bedeutsamkeit unseres Pezel für die nassauische Kirche kulminiert aber vor allem in dem auf der bereits angeführten Dillenburger Generalsynode vom 8. und 9. Juli 1578 von ihm vorgelegten Glaubensbekenntnisse, dessen Verfasser er nebst Noviomagus ist. Da in demselben nur die Unterscheidungslehren formuliert werden sollten, worinnen die Reformierten mit den Lutheranern dissentierten, so versteht es sich von selbst, daß kein besonderer Abschnitt über die Prädestination oder Reprobation sich vorfindet, denn darin stimmten, wenigstens damals noch, Lutheraner und Reformierte völlig mit einander überein. Wer aus diesem Umstande etwa folgern wollte, dieses Bekenntnis wäre kein entschiedenes reformiertes, dem könnte es ergehen, wie dem weil. Dr. Mylius. Derselbe wollte behaupten, die Calvinisten lehren: „Die Auserwählten können nimmermehr verloren werden, sie tuen auch, was sie wollen;“ zu diesem Zweck berief er sich auf Marloratus zu Joh. 15, wo es also heißt: „Dabei bleibt es unwiderruflich: Wen Gott von der Welt erwählet hat, der kann nicht verloren werden; denn niemand kann ihn aus der Hand des Hirten reißen. Wen aber Gott verworfen hat, der kann nicht selig werden, wenn er gleich aller Heiligen Werke auf einen Haufen hätte, sogar

lässet sich der Schluß Gottes nicht ändern.“ Über diese Worte machte er sich sehr lustig und sagte: Hier habt ihr eure Clausulam, ihr lieben Pfälzer.

Nun sind aber diese Worte nicht die eines Calvinisten, sondern die des Brenz (von Marlorat bloß angezogen), der als ein Feind der Calvinisten gestorben ist. (Aus dem ausf. Bericht, was die Ref. Kirchen in Teutschland glauben, 8. Kap.) Dennoch ist diese Lehre, wenn auch implizite, in unserem Bekenntnis zu Eingang enthalten. Vollends aber zeigt handgreiflich die s. g. „Erklärungsschrift“ zu unserer Konfession, die 1582 aufgestellt wurde, die Hepe irrthümlich als den ersten Entwurf derselben bezeichnet, obschon sie noch außer der Bekenntnisschrift einige Artikel zur weiteren Begründung der Lehre enthält, – daß die Prädestinationslehre nicht absorbiert werden sollte, indem der Schlußartikel derselben geradezu von derselben handelt. Gehen wir zu der eigentlichen Bekenntnisschrift zurück, so sehen wir, daß dieselbe sich hauptsächlich um die damals brennenden Fragen, die Lehre von Christi Person, Eigenschaften, vom h. Abendmahl, von den Zeremonien u. dgl. dreht. Den doktrinären Teil bearbeitete Pezel selbst, zu dem rituellen, ut ita dicam, die zeremoniellen Mißbräuche betreffend, benutzte derselbe die bereits angeführte Schrift des Noviomagus und zwar, wie wir mit Gewißheit glauben annehmen zu dürfen, unverändert. (Vielleicht daß wir dies einmal an einem andern Orte beweisen dürfen.) Um nicht die Bande, welche die Reformierten in Deutschland mit den lutherischen Brüdern verknüpften, zu zerreißen, beriefen sich die Reformierten Nassaus, wie anderwärts im deutschen Reiche, in dem sie ohnehin stets die kleine verachtete Herde waren, in ihrer Konfession auf die Augsburger Konfession, als „die erste und älteste evangelische Bekenntnis und als ein Merkmal der Absonderung vom Papsttum.“ Daß sie sich ihre eigene, die reformierte Auslegung, besonders in Betreff des h. Abendmahles vorbehielten, ist männiglich bekannt.

Das scheinen aber die Leute, die sich mit dem Namen „reformiert“ oft schmücken, der ihnen bloß von Geburt eigen ist, während sie den Glauben der Väter nicht kennen, – gänzlich hier zu übersehen, nämlich, daß es ausdrücklich in unserem Bekenntnis heißt: „Damit dann auch der andern Evangelisch Reformierten Kirchen *außerhalb* Deutschlands öffentlich ausgegangene und approbierete Bekenntnisse, in fundamento und Hauptgrund christlicher Religion übereinstimmen, bekennen wir hiermit uns, nächst Gottes Wort und den Orthodoxis symbolis (d. h. den übrigen reformierten Bekenntnisschriften in und außer Deutschland, denn „orthodox“ war den Reformierten identisch mit „reformiert“), zu gedachter Augsburg. Confession in derselben (nämlich der orth. Symbolik) rechtem und gründlichem Verstand“ usw. – Nachdem diese Konfession vorgelesen und besprochen worden war, wurde es mit allgemeiner Zustimmung angenommen. Schreiber dieses hat sich immer mit Vorliebe mit den alten, felsenfesten Bekenntnissen der Väter und ihrer Geschichte beschäftigt, und glaubt, ohne Anmaßung, so viel Indagationsgabe zu besitzen, daß er hier der Wahrheit zu Ehren gestehen muß: Das nassauische Bekenntnis komme ihm durch und durch so unreformiert vor, wie nur irgend eine außerdeutsche reformierte Konfession.

Nachdem nun die Lehre festgestellt war, beschloß die Synode auch alle abergläubischen Zeremonien abzuschaffen. Die Predigttexte, die seither an den Perikopenzwang gebunden waren, wurden freigegeben, die Kreuze in den Kirchen und auf den Gräbern wurden weggeschafft. Besondere Konvente auf dem Westerwald und im Siegerland adoptierten die Beschlüsse der Dillenburger General-synode und so ward bald die neue Lehre und die neuen Gebräuche in den nassauisch-katzenellenbogischen Landen vollständig eingeführt.

Der Name Pezels wurde immer bekannter, so daß er öfter auch von auswärts in theologischen Streitfragen als Schiedsrichter angegangen wurde. So wurde er im Jahre 1580 nach Bremen verlangt, um einige Zwistigkeiten zwischen den dortigen Predigern zu schlichten. Der Magistrat hätte den gelehrten Mann gern ganz behalten, wie er denn auch nach seiner Abreise seinetwegen an den

Grafen schrieb. Allein dieser liebte ihn zu sehr und bedurfte seiner für jetzt auch noch zu sehr, um ihn ziehen lassen zu können; es waren schon manche Berufungen an Pezel ergangen, die dieser deshalb alle zurückgewiesen hatte. Den sich wiederholenden Bitten der Bremer gab der Graf endlich insoweit nach, als er ihnen die Wahl ließ, zwischen Pezel und Widebram. Diese fiel auf Pezel, welcher den Ruf annahm.

In Bremen wirkte Pezel in Segen bis an sein Ende, welches im Jahre 1604 erfolgte. Noch oft besuchte er von dort aus seine alten Gönner und Freunde in der Nassau. Dieselben Verdienste, die er sich in dieser erworben hatte, erwarb er sich auch in Bremen, denn Pezel ist es, der daselbst die reformierte Lehre einfuhrte und alle superstitiösen Gebräuche beseitigte.

Doch auch hier waren ihm Unannehmlichkeiten allerlei Art nicht erspart. Ein rechtes Kreuz wurde für ihn der Streit mit Naso. Dieser Naso, ebenfalls des Kryptocalvinismus wegen aus Wittenberg vertrieben, hatte neben Pezel als Diakon in Herborn gestanden. Im Jahre 1582 wandte er sich an seinen Landsmann Pezel in Bremen, um ihm auf eine dortige Stelle zu verhelfen, da es ihm nicht in Herborn gefiel. Pezel willfahrte seiner Bitte. Naso, ein Original durch und durch, hatte bei einer reich begabten Natur leider einen großen Fehler an sich: er war ein Starrkopf. Die calvinische Lehre von der geistigen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi warf er mit der strenglutherischen in einen Topf und wollte nur die Zwinglische gelten lassen. Es ist die letztere gewiß auch in ihrer Weise berechtigt, indem sie besonders eine gar wichtige Seite, das Verkündigen des Opfertodes Christi hervorhebt; allein immerhin handelt es sich bei dem Mahle des Herrn nicht um Worte, sondern um die Sache und hauptsächlich wieder darum, wie der einzelne Gläubige zu derselben stehe. Es war daher äußerst töricht, ja geradezu vermessen, als eines Tages Naso in seiner Predigt die Lehre von der Gegenwart des Leibes und des Blutes Christi im Abendmahl ohne Unterschied verwarf, als Betrug und Teufelslehre, und eine Erdichtung des menschlichen Gehirns; den 10. Artikel der Augsburger Konfession aber für falsch erklärte.

Pezel war gewiß auch nicht der Mann, der nur im Geringsten dem, was man in unsern Tagen gern mit dem Ausdruck des „Sakramentismus“ bezeichnet, bei sich Raum gab. Aber dies schien ihm doch zu weit gegangen und für die reformierte Kirche eine Blöße zu sein, die ihr nur schaden könnte. Ebenso dachte Cruciger und mancher andere. Naso wurde wegen des öffentlichen Ärgernisses, das er gegeben, unverhört abgesetzt. Naso suchte sich auf alle mögliche Weise zu rechtfertigen, widerrief auch einige Male, hatte aber immer das Unglück, im entscheidenden Moment höchst aufgebracht sich zu benehmen und alles wieder zu verderben. Ansehnliche reformierte Persönlichkeiten und Gemeinden suchten sich für ihn zu verwenden. Die Heidelberger Theologen wurden um einen Friedensvorschlag gebeten, den Daniel Tossanus aufsetzte, ebenso Piscator, der deshalb beinahe in den Geruch derselben Ketzerei gekommen wäre. Allein alles war fruchtlos, Pezel mag wohl hie und da die Geduld mit diesem Manne verloren haben. Doch scheint man ihm Unrecht zu tun, als wäre er allzuhart mit Naso verfahren. Naso geriet mit seiner Familie in bedauernswerte Armut. Zuletzt fand er nach vielen Herumzügen in Hamm in Westfalen eine Predigerstelle, wo er sich jedoch auch nicht lange halten konnte. Er starb ungefähr ums Jahr 1603 im Elend, und zwar unbekannt wo?

Vielleicht ist uns einmal vergönnt, näher uns diese interessante, in der Dogmengeschichte der reformierten Kirche wichtige Persönlichkeit anzusehen.

Wir können nicht schließen ohne zu erwähnen, daß Pezel ein überaus fruchtbarer theologischer Schriftsteller gewesen ist. Die Zahl der Bücher, die er verfaßte ist zu groß (es sind derselben einige fünfzig), als daß wir sie hier nur anführen könnten. Von einer Schrift müssen wir eine kurze Notiz nehmen, wir meinen, von dem Bremischen Bekenntnis, oder dem Concensus Ministerii Bremens. Ecclesia, im Jahre 1595 von Christoph Pezel aufgesetzt und von den Predigern zu Bremen und der

Gemeinde daselbst angenommen. „Dies Bekenntnis“, sagt Heppe a. a. O., „repräsentiert dagegen einen andern Lehrtypus,“ nämlich als das nassauische (!?). „Allerdings, fährt er fort, bezeichnet auch dieses Bekenntnis die Melanchthon'sche Lehrüberlieferung der altprotestantischen Kirche (!? Warum nicht gar die scholastische Lehrüberlieferung des Mittelalters?!) als seine Grundlage, hebt daneben auch Bezas *Harmonia confessionum*, sowie die Schriften anderer Autoritäten der reformierten Kirchen als Lehrnorm hervor. Die Calvinische Prädestinationslehre wird hier – zum ersten Male (?) in einer deutsch-reformierten Bekenntnisschrift klar und bestimmt ausgesprochen.“ Wir würden gar keine Worte über diese Glossologie des Marburger Professors verlieren, würden nicht so viele heutige reformierte Theologen aus den Schriften solcher Männer, welche um die Danaergeschenke einer falschberühmten Wissenschaft das Kleinod der reformierten Lehre (die Prädest.) daran gegeben haben, ihre ganze Weisheit holen, und dann hintennach diese für rechte reformierte Theologen halten, wie das besonders in Amerika geschieht, wo man vor dem rastlosen Missions-eifer kaum Zeit hat, sich zu besinnen, was denn eigentlich „reformiert“ sei.

Aber nicht bloß diese Beobachtung, sondern vor allem die Furcht vor dem Herrn und seinem heiligen Gesetze zwingt uns, den aus Rechthaberei hervorgegangenen Verdrehungen der Geschichte gegenüber auch hier für die Wahrheit in die Schranken zu treten. Wie soll derselbe Pezel, der, wenn wir Heppes Behauptung Glauben schenken wollten, noch dazu ganz allein das nassauische Bekenntnis verfaßt hat, in dem bremischen einen entschieden calvinistischen, in dem nassauischen dagegen einen entschieden melanchthonischen Standpunkt vertreten? In dem ersteren die Prädestinationslehre etwa gar perhorreszieren, in dem letzteren dagegen in ihrer ganzen Schärfe handhaben? Zu solchen Duumviren oder Doppelmenschen, die etwa einen privaten und einen öffentlichen Glauben haben, wie man von Semmler, Schleiermacher und neuerdings von Rothe erzählt, oder die gar den Mantel nach den Wind hängen, waren diese ehrlichen Alten nicht zu gebrauchen. Vollends ein Mann wie Pezel, der in Wittenberg wegen seiner reformierten Überzeugung vor dem Kerker nicht zurückscheute, war nicht von solcher Gesinnungslosigkeit. Er, wie Noviomagus waren, wie sattsam aus ihren Schriften hervorgeht, bereits längst in Nassau Prädestinatianer und wenn sie diese Lehre nicht besonders in der nassauischen Konfession hervorhoben, so geschah es, weil kein Grund dazu vorhanden war, indem sie selbe als selbstverständlich voraussetzen konnten. In Bremen dagegen hatte man es mit universalistischen Elementen zu tun, gegen welche diese Lehre betont werden mußte. Im Übrigen sind in ähnlicher Weise, nur viel ausführlicher, die charakteristischen Unterscheidungslehren hier, wie in der *Confessio nassovica* durchgeführt. Der Prädestinationslehre mit ihren Konsequenzen wird, das ist nicht zu verkennen, eine Sorgfalt gewidmet, wie wir sie, die Genfer- und die Schweizer-Übereinkunft und Dordracena abgerechnet, in keiner außerdeutschen Bekenntnisschrift der reformierten Kirche mehr antreffen. Der vortrefflichen Klarheit wegen verdiente dieses Kapitel besonders abgedruckt zu werden, zum Troste aller betrübten Gemüter. Wir schließen mit einem Passus aus diesem Abschnitt, den wir zugleich als Probe hieher setzen:

„Diese und dergleichen Pelagianische Irrtümer sind stracks zu verwerfen, sintemal eben darum die rechte Lehre von ewigen Gnadenwahl, wie sie in der Schrift uns vorgestellt ist, sonderlich Röm. 8. 9. 10. 11, Eph. 1 und Tim. 2 und anderswo, in der Kirche Gottes soll und muß erhalten werden, damit wir daraus die Gewißheit der uns in Christo geoffenbarten Gnade und verheißenen ewigen Seligkeit desto mehr erkennen mögen. Wie St. Paulus, da er von unserer Erwählung nach dem Vorsatz Gottes geredet hatte, mit seinem Exempel uns lehret, allem Übel und Unglück Trotz zu bieten, wider welches alles wir weit überwinden um des willen der uns geliebet hat. Nachmals auch das wider die pharisäischen, pelagianischen, päpstlichen Träume und Gedichte von unseren eigenen Kräften, unserer eigenen Gerechtigkeit vor Gott, oder Verdienst unserer Werke, keine kräftigere Erwei-

sung noch Widerlegung ist, denn so man den Ursprung und Brunnquell alles dessen, so zur Seligkeit der Auserwählten gehöret, einig und allein sein lasset die lautere Gnade und Erbarmung Gottes in Christo, und also nicht auf etwas, das in uns ist, oder sein mag, gegenwärtig oder zukünftig, sondern allein auf dem Vorsatz und Wohlgefallen Gottes gründet, nach welchem Er, ehe denn wir etwas waren, oder etwas Gutes tun konnten, bei sich beschlossen, was zu seiner Zeit zu berufen, auch gerecht und herrlich zu machen, welches alles sind effecta nicht aber causae, d. i. Folgen und Wirkungen, nicht aber Ursachen unserer Auserwählung zur ewigen Seligkeit.“

Johannes Heidfeld

Heidfeld erblickte das Licht der Welt den 26. November 1563 zu Waltorp, einem westfälischen Dorfe, in der Nähe von Dortmund, wo sein Vater reformierter Pastor war. Nach dem Abfall des Herzogs von der gereinigten Religion, worauf schreckliche Reaktion folgte, wurde er seines Amtes entsetzt und zog sich in die Stille des Privatlebens zurück, worin er bis zu seinem Tode, der 1594 erfolgte, den Musen lebte. Die Mutter unseres Heidfeld war eine Tochter des Gröninger Professors Freitag. Ein älterer Bruder, Namens Heinrich, hat sich als Reformator der Grafschaft Hanau verdient gemacht, indem er daselbst zuerst die reformierte Lehre einführte. Er starb den 31. Mai 1610 zu Hanau. Johannes Heidfeld nun legte Grundlage zu seiner gelehrten Bildung auf dem Dortmunder Gymnasium. Hier schon entschied er sich für das Studium der Theologie und hielt den 10. August 1583, wohl bei seinem Abgange, eine Rede de fide (über den Glauben). Seine Vorliebe für dies Studium, sagt er, sei wie ein Erbgut von seinem Vater auf ihn gekommen. Dabei hatte er die feste Überzeugung, daß die klassischen Sprachen, so wie das Hebräische unbedingt notwendig seien, zu einer wahren theologischen Bildung. Ob er von Dortmund aus eine Universität besucht und welche? wir vermögen es nicht zu sagen. – Im Jahre 1584 finden wir seinen Bruder Heinrich und bald darauf, wohl durch dessen Betrieb, ihn selbst in Nassau, beide als Lehrer der noch in der Genesis begriffenen hohen Schule zu Herborn.

Hier müssen wir uns eine kleine geschichtliche Abschweifung erlauben. Graf Johann der Ältere, welcher zuerst „Elementarschulen“ auf dem Lande in Nassau einführte, – bisher gab’s nur in den Städten Schulen – kam durch den Mangel an guten Predigern auf den Gedanken, auch für die gelehrte Bildung zu sorgen. Die einzige höhere Schule war das Pädagogium in Siegen. Durch Noviomagus in seiner Absicht immer mehr befestiget, legte er 1577 eine Grafenschule zu Dillenburg an. Die Realisierung eines anderen Projektes, nämlich in Herborn eine Gelehrtenschule zu errichten, zog sich dagegen sehr in die Länge. Es sollte ein Gymnasium, verbunden mit einer theologischen Lehranstalt sein, das ihm vor Augen schwebte.

Dazu bestimmten ihn besonders folgende Gründe: 1. weil man gesehen, daß das Religionswerk nirgendwo dermaßen in Schulen getrieben würde, wie es wohl zu wünschen wäre, 2. weil man gespürt, daß die reformierte Religion im Reich sehr wenig bekannt; 3. weil man erfahren, daß reine Kirchen- und Schullehrer sehr selten wären; und 4. weil die Stipendiaten, die man hinausschicke, leicht fürs Land verloren gingen, indem sie oft draußen blieben. Die Erwerbung des berühmten Gottesmannes Olevian aber brachte erst recht die Sache zum Gedeihen. Im Juli 1584 wurde diese Anstalt, welche gar bald eine Pflanzstätte echt reformierten Glaubens wurde, mit 10 Lehrern eröffnet und nach ihrem Stifter genannt Johannea. Die Namen dieser Lehrer sind: Olevian, Publian, Pincier, Gernberger, Conrad Ursinus, Naum, Dickhaut, Heinrich Heidfeld, Nobis, Ehren Pilger, zu welchen noch im Laufe des ersten Quartals Piscator, Alsted und Kolbius kamen. Der Plan der Schule wurde ganz nach dem der Genfer entworfen. In den s. g. Klassen oder in dem Pädagogium, bestimmt für die Anfänger, trieb man die eigentliche Schulbildung. Unser Johannes Heidfeld wurde nun bald dar-

auf als Präzeptor an der untersten Klasse angestellt. Es entfaltete sich in kurzer Zeit ein sehr reges wissenschaftliches Leben in der kleinen Stadt Herborn. Der Ruf Olevians und Piscators zog eine Menge von Studenten aus entfernten Ländern herbei. Auch Heidfeld scheint von der Begeisterung für Olevian und Piscator, von der so viele erfaßt wurden, ergriffen worden zu sein; denn sein Name kommt 1585 in der Studentenmatrikel vor, woraus zu schließen ist, daß er noch nebenbei die öffentlichen Vorlesungen der beiden gefeierten Lehrer benützte. Nach Ostern 1587 begab er sich anderswohin⁴, erscheint aber wieder zu Herborn im Jahre 1589 als zweiter Diaconus (Helfer oder Kaplan). Er hatte sich 1585 bereits mit Katharina Geldenhauer, einer Tochter des berühmten nassauischen Reformators, unter dem Namen Noviomagus auch unsern Lesern bereits bekannt, verheiratet. Bei einem geringen Einkommen waren seine Verhältnisse sehr prekär. Er sah sich genötigt um nur mit seiner Frau das Dasein zu fristen, eine Mädchenschule zu errichten, worin er und seine Frau den Unterricht erteilten. Ein Unglück kommt selten allein. So schickte ihm der Herr zu seiner drückenden Armut noch eine schwere Krankheit. Der Graf Johann, der ihm eine Zulage gab, die freilich seiner drückenden Not nicht abhalf, nahm sich auch in der Krankheit seiner huldvoll an. Durch seine Berufung als Pastor nach Driedorf, die den 24. Juni 1591 erfolgte, besserte sich auch seine äußere Lage. Im März 1596 wurde er von da als Professor der Theologie und Pastor nach Siegen berufen, wohin die Herborner Akademie wegen der Pest, die damals in Herborn grassierte, verlegt worden war. Er trat sein akademisches Amt an mit einer Rede *de officio pastoris ecclesiae* (über die Pflicht eines Pastors), die er am 9. Mai d. J. hielt. Seine Aufgabe war nämlich, praktische Theologie zu doctieren, um die jungen Theologen mit der Führung der Seelsorge bekannt zu machen, welches er in recht populärer Weise tat. Leider verließ er schon im August des folgenden Jahres Siegen, um als Prediger auf die Präsentationsstelle Ebersbach zu gehen, die er nach manchem Kampfe mit den Herren von Bicken zum Hainchen erhalten hatte. Dieselben hatten nämlich ihm anfangs zugemutet, die Augsburgische Konfession zu unterzeichnen, was ihnen Heidfeld verweigerte. Hier in ländlicher Stille lag er treu seinem Amte ob und der Schriftstellerei. Schon im Jahre 1593 hatte er zu Herborn zur Hochzeitsfeier des Pfalzgrafen Friedrich IV. mit Luise, der hinterlassenen Tochter des Grafen Wilhelm von Nassau-Oranien, eine lateinische Rede veröffentlicht. Hier in Ebersbach gab er nun zuerst heraus sein berühmtestes Werk, wodurch er sich einen bedeutenden Namen erwarb, nämlich: *Sphinx theologico-philosophica, promens ac proponens pia, erudita, arguta ae festiva aenigmata, ex variis et quamplurimis tum sacris, tum profanis autoribus sedulo comportata, quae mirifice faciunt ad comparandam sapientiam, ad exercenda, acuenda et alenda liberalia ingenia, ad formanda judicia, ingenuamque delectationem philologorum omnium.* Herborn. 1600. 8. Mit eisernem Fleiß hatte Heidfeld dieses Buch verfertigt, welches eine Chrestomathie klassischer Stücke der alten Griechen und Römer, der Kirchenväter und der bedeutendsten Theologen seiner Zeit ist. Eine erstaunliche Belesenheit und einen wahrhaft klassischen Geschmack hat dieser Mann nach unserer Schrift gehabt wie wenige. Die Menge neuer Auflagen, welche dies Buch nach einander erlebte, zeugt am besten davon, wie beifällig es überall aufgenommen wurde. Unter solchen Umständen konnte es auch nicht fehlen, daß es oft auch ohne Privileg nachgedruckt, ja auch hie und da entstellt, unter anderem Titel von Leuten herausgegeben wurde, die sich gern mit fremden Federn schmückten. So erschien es deutsch übersetzt, ohne daß man Heidfeld nur davon benachrichtigte, an verschiedenen Orten, 1624 sogar zu Frankfurt unter dem Titel: *Theologisch-philosophischer Zeitvertreiber*. Letzteres war unserem Heidfeld doch höchst unangenehm, so daß er sich bitter darüber ausließ

In demselben Jahre, in dem er die *Sphinx* publizierte, übersetzte er eine kleine lateinische Schrift von Daniel Tossanus über das Alter. Im Jahre 1608 veröffentlichte er seine *Hierarchia i. e. salutaris*

4 Wir vermuten, daß er mit seiner Frau nach Emden zu seinem Schwiegervater gereist war, sei es Besuches halber, oder um vielleicht dort eine Stelle zu finden. D. Verf.

meditatio, tractatio et pia explicatio diversorum in genere humano statuum, aliquot orationibus exposita, eine Schrift, welche gegen die laxen Grundsätze des damaligen Libertinismus von der Gleichstellung aller Stände gerichtet ist; sowie *Idea sive forma optima principis* (das Ideal eines guten Fürsten). Im folgenden Jahre erschienen durch seinen Sohn Gottfried zum Druck befördert: *Decas prima selectarum homiliarum*, d. i. zehn auserlesene Predigten, oder christl. Diskurs und Betrachtungen von hohen wichtigen Punkten. Eine weitere Folge seiner Reden erschien 1614 unter dem Titel: *Decas altera selectarum concionum*, d. i. zehn Predigten von allerley Jahreszeiten. Alle diese Bücher erschienen zu Herborn.

Nach dem Jahre 1614 scheint Heidfeld, da er von da ab keine Werke mehr schrieb, die Beschwerden des heranrückenden Alters gefühlt zu haben. Er lebte noch bis zum 15. September 1629. Die Kirche zu Berg-Ebersbach bewahrt seine sterblichen Überreste. Die Grabschrift in derselben nennt ihn einen *Theologum et philologum, pietate, eruditione et scriptis clarum* d. h. einen durch Gottesfurcht, Bildung und Schriften berühmten Theologen und Philologen, womit das Zeugnis seiner Zeitgenossen übereinstimmt.

Er hinterließ von seiner ersten Frau, welche 1624 gestorben war (seine zweite Ehe mit Anna, der Witwe von Jost Wumbs zu Rüdershausen, war kinderlos; dieselbe verheiratete sich nochmals nach seinem Tode), drei Söhne und drei Töchter. Die Söhne widmeten sich alle der Theologie. Der älteste, Gottfried, war mehrere Jahre Professor zu Herborn und starb 1658 als zweiter Pfarrer zu Haiger. Johann Adam, verheiratet mit Eva Philippe, Tochter des Predigers Andreas Arcularius in der Stadt Nassau, starb als Pfarrer zu Niederflörsheim bei Worms 1635. Der jüngste, Justus Heinrich, geboren den 6. Juli 1606, war aber der berühmteste. Er verdient deshalb schon, daß wir seiner ausführlicher gedenken. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wurde er Hauslehrer bei den Kindern des Grafen Solms zu Hungen. Im Jahre 1624 wurde er Hofmeister der beiden jungen Edelleute, des Johann Ludwig von Langenbach, der später meuchlings von seinem Schwager erschossen wurde und mit dem seine Familie erlosch, und des Theodor von der Reck, welche beide damals zu Herborn weilten um den Studien sich zu widmen. Mit letzterem machte er von 1630 bis 1633 eine Reise durch Frankreich und die Schweiz. In die Heimat zurückgekehrt, ersuchte ihn der Erbprinz Georg Ludwig von Nassau-Dillenburg, ihn auf einer Reise durch die Schweiz, Italien, England und Holland zu begleiten. Erst im Jahre 1636 kamen sie wieder zurück. Für seine trefflichen Dienste, welche er dem Prinzen geleistet, wurde er reichlichst belohnt; denn das neue Jahr brachte ihm die Kriegs- und Kammersekretärsstelle in Dillenburg, für eine solche Stelle war niemand geeigneter, als der jüngere Heidfeld, der im Besitze nicht bloß der alten, sondern auch der neueren Sprachen war. Er sprach trefflich französisch, italienisch, englisch, holländisch und sogar spanisch. Der Dillenburger Hof hatte aber damals eine weitausgedehnte Korrespondenz mit fremden Höfen, wozu ein Mann wie Heidfeld nötig war. Auch zu manchen Gesandtschaften wurde er gebraucht, wie er denn als Abgeordneter der Wetterau'schen Grafen dem westphälischen Friedensschlusse beiwohnte.

Die Liebe zu seinem Fürsten und Vaterlande ließ ihn mehrere ehrenvolle auswärtige Anerbietungen ausschlagen. Er starb den 23. Juli 1667 zu Dillenburg als geheimer Rat.

Heidfeld war aber nicht bloß ein tüchtiger Diplomat und Kenner der neueren Sprachen, sondern auch ein Dichter, der mehrere Gelegenheitsgedichte drucken ließ, und ein Freund der Wissenschaft, der aus dem größten Interesse für dieselbe mit Männern, wie Gothofredus, der ihm sein *corpus juris* und seine *diatribe de cenotaphio* dedizierte, einen freundschaftlichen Briefwechsel pflegte. Da ihm alle seine Kinder, sechs an der Zahl, in die Ewigkeit vorausgegangen waren, so setzte er die Hohe Schule zu Herborn zum „Universalerben“ seines Vermögens und seiner Bibliothek ein.

Johann Heinrich Alsted

Wir können nicht von den nassauischen Theologen scheiden, ohne das lumen ingeniorum nassovicorum, wie der Nassauer Chronist Textor Alsted nennt, betrachtet zu haben.

Johann Heinrich Alsted wurde im Jahre 1588 geboren zu Ballersbach bei Herborn, wo sein Vater Jacob A., ein Westfale von Geburt, als Pastor stand. Seine Mutter Rebecca war eine Tochter des Pfarrers Johannes Pincier aus Wetter in Hessen und zuvor verheiratet an einen Pastor Wilhelm Massen. Der Vater, welcher 1599 auf die Pfarrei Bicken kam, starb daselbst den 7. Juni 1622. In seinem *compendium grammaticae latinae* (eine lateinische Grammatik), im Jahre 1610 herausgegeben, und dem Landgrafen Moriz von Hessen gewidmet, gedenkt unser Alsted dieses Pinciers, den er *avum suum maternum* (seinen mütterlichen Großvater) nennt und mehrerer seiner Verwandten aus Wetter. Ein Bruder von Johann Heinrich, und zwar der einzige, war Justus Alsted, der 1617 Pfarrer zu Neunkirchen in der Pfalz wurde. Von seiner Schwester Katharina ist nichts näheres bekannt.

Auf der unteren Schule zu Herborn oder dem s. g. Pädagogium erhielt unser Alsted die Rudimente seiner späteren erstaunenswerten Gelehrsamkeit. Am 2. Oktober 1602 wurde der 14jährige lernbegierige Jüngling bereits in die hohe Schule daselbst aufgenommen, deren Rektor damals der berühmte Jurist Johannes Althus war. Er hörte unter den Professoren besonders Piscator, Zepper und Martinius. Philosophie und Theologie waren seine Lieblingsfächer, denen er sich mit dem ganzen Feuer seines jugendlichen Geistes hingab. Frühe wurde er daher schon ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Kaum mit seinen akademischen Studien zu Ende, erhielt er im Jahre 1608 die Lehrerstelle an der ersten Klasse des Pädagogs in Herborn und das Inspektorat über die Stipendiaten. Nebenbei kam er um die Erlaubnis ein, Privatvorlesungen über die Philosophie halten zu dürfen, wozu er einen innerlichen Drang verspürte. Mit dem glücklichsten Erfolg tat er dies und gab dadurch den glänzendsten Beweis von seiner Tüchtigkeit für den akademischen Katheder. Im Jahre 1610 wurde er außerordentlicher, und wenige Jahre darauf, am 15. Oktober 1615 ordentlicher Professor der Philosophie. Verschiedene Berufungen, die von außen an ihn ergingen, wie nach Wesel und die neuerrichtete Hanauer-Schule, schlug er ab. Gern hätte ihm auch der großherzige Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg gehabt, indem er sich viel versprach von seiner Mithilfe bei Einführung des reformierten Bekenntnisses in seinen Ländern. Vergeblich korrespondierte er aber seinetwegen mit seinem Landesherrn, dem Grafen Georg. Aus solchem geht deutlich hervor, welch großes Ansehen damals schon Alsted als Gelehrter auch auswärts genoß.

Seine theologische Bedeutung, und diese ist die Hauptsache für uns, gipfelt in seiner Sendung auf die hochberühmte Dordrechter Synode, welche die Generalstaaten zur Schlichtung der remonstratischen Partei auf den 1. November 1618 ausgeschrieben hatten. Der Präses des Wetterauschen Grafenbundes, eine Schöpfung des verewigten Grafen Johann VI., Graf Wolfgang Ernst von Büdingen, schlug zu Abgeordneten unsern Alsted vor, der wegen seiner Gelehrsamkeit den Niederländern bereits bekannt war, und den Siegener Superintendenten Johannes Bisterfeld. Dieser stammte aus Lüneburg, war von 1589 bis 1591 Lehrer am Herborner Pädagog, worauf er zum Pädagogearch und Professor der Philosophie an der hohen Schule daselbst avancierte, und 1598 Professor der Theologie, Inspektor und erster Prediger in Siegen wurde. Er ist auch als Schriftsteller aufgetreten. Er war ein besonders intimer Freund des Martinius und soll in seiner Gesinnung sehr mild gewesen sein. Er starb während der Synode, am 18. Januar 1619 und wurde von allen Mitgliedern derselben feierlich zur Erde bestattet. Sein Nachfolger auf der Synode wurde Georg Fabricius, Pfarrer zu Winden im Hanauischen, welchem in der 107. Sitzung, am 11. März, der Synodialeid abgenommen wurde.

In der 42. Sitzung, die am 29. Dezember (1618) stattfand, legten Alsted und Bisterfeld folgendes Gutachten ab, das wir den Akten entnehmen:

Reverende D. Praeses, Nihil consignavimus, nec opus esse judicavimus. Decretum est aequum, planum et christianum. Remonstrantibus eorumque objectis rationibus, satis et abundanter multoties est responsum. Novi nihil attulerunt, nec novis ideo responsionibus opus est. Quoniam vero Decreti Synodici extensio heri ab Ampliss. DD. Delegatis est permissa, et a maxima Synodi parte approbata; eam adhuc approbamus, ea tamen lege et conditione: 1. ut impetrata quorundam precibus, expresse a D. praeside praemittatur; 2. ad extensionem Decreti quod attinet, duo ad huc ipsis dari posse videntur, a) Paradoxa, quae vocant, de Reprobatione quoque examinanda. b) Ipsis forte posset concedi, ut prius suam edant declarationem, postea, si opus fuerit, ad interrogata deveniatur. D. h. „Ehrwürdiger Herr Präsident! Wir haben nichts bekräftiget, auch nicht dafür gehalten, daß es nötig sei; denn der Beschluß ist billig, klar und christlich. Den Remonstranten ist dagegen auf ihre Einwürfe (gegen die Lehre von der Erwählung und Verwerfung) oft genug geantwortet worden; da sie aber nichts Neues vorgebracht haben, so ist es nicht fürder nötig, ihnen zu antworten. Weil indes gestern die angesehenen Herren Abgeordneten mit Stimmenmehrheit erlaubt haben, sich weiter über den Synodalbeschluß zu verbreiten, so wollen wir auch dies billigen, jedoch nur unter dieser Bedingung: 1. Daß, wenn einige das Wort zu erhalten bitten, es ausdrücklich vom Herrn Präsidenten muß erlaubt werden. 2. Was die weitere Verbreitung über den Beschluß anlangt, so könnten ihnen wohl noch zwei Tage gestattet werden. Die s. g. Paradoxien über die Verwerfung sind zu prüfen. Vielleicht kann ihnen gewährt werden (den Remonstranten), erst ihre Erklärung abzulegen und dieselbe dann nachher, so weit als nötig, zur Abstimmung gebracht werden.“

Wahrhaft brillant war aber Alsteds Auftreten in der 81. Sitzung, am 15. Februar 1619. An diesem Tage gaben nämlich die Remonstranten die Erklärung des 3., 4. und 5. Artikels ihres Bekenntnisses. Der 3. und 4. Artikel handelt von der Gnade Gottes und der Bekehrung des Menschen, der 5. von der Beharrung. Die laxer Behandlung dieser hochwichtigen Materien ließ unsern Alsted besonders unbefriedigt. Voll Bescheidenheit, aber seiner Sache durch Gottes Geist gewiß, trat er dagegen auf und legte ein gutes Bekenntnis der Wahrheit von der Unwiderstehbarkeit und Unverlierbarkeit der göttlichen Gnade ab. Das Wort „Widerstehbarkeit“, sagte er, hatten Leute aufgefunden, die sich dadurch einen Namen zu machen suchten. Er bewies die Unwiderstehbarkeit der göttlichen Gnade aus der Stelle Mt. 11,12: Das Himmelreich leidet Gewalt; und die Gewaltigen nehmen es mit Gewalt. „Wer weiß nicht, lautet seine Beweisführung, daß Gott freiwillig und eben so auch notwendig gut ist? Wer weiß nicht, daß der Mensch das oberste Gut aus Not⁵ und gleichwohl freiwillig liebt? Daß Gott die Welt freiwillig geschaffen hat und daß die Welt ohne Widerstand geschaffen ist? Daß wir gezwungen ins Zukünftige leben, und dennoch freiwillig in diesem Stande sollen ausharren? Daß wir hier Gott freiwillig sollen gehorchen, und gleichwohl sonst nichts tun können? Daß wir an den Himmel freiwillig in Christo sollen glauben, und dennoch nur gezwungen glauben werden? Daraus geht hervor, daß man noch nicht nötig habe, den freien Willen zu leugnen, wodurch der Mensch alles frei tut, aber gleichwohl so, daß er steht unter Gottes Regierung, die leitet, treibt und wendet, wohin sie will, ohne daß der Mensch das Geringste dagegen tun kann.“ Mit diesen Worten suchte Alsted den Remonstranten die Prädestinationslehre auch bei einem gewissen freien Willen, den er bedingungsweise zugab, plausibel zu machen. Die betreffende Bibelstelle, die er anführt, scheint vorher von den Remonstranten als Verteidigungswaffe ergriffen worden zu sein. Schade, daß Alsted die Bedeutung des Gewaltleidens des Himmelreiches mit seiner Zeit nicht verstanden hat, nämlich wie dies in sensu hostili zu verstehen sei. Er hätte sonst die Remonstranten mit ihrer eigenen Waffe am besten schlagen können. Denn diese waren es besonders damals, welche dem Reiche Gottes mit ihrem erträumten freien Willen Gewalt antaten und „daran rissen“, um es zu zerstören.

5 noodtsaekelijck, d. h. aus Zwang, lautet die Quelle, historisch verhael der Dortr. Syn., woraus diese Worte Alsteds geschöpft sind. D. Verf.

ren mit ihren falschen Deutungen. Die Folgezeit hat es gezeigt, wes Geistes Kinder sie sind. Der Rationalismus und die heutige Neologie sind ihre Nachkommen.

Im Verlaufe der Synode beriefen sich die Remonstranten oft in recht sophistischer Weise auf rechthgläubige Lehrer, erlaubten sich andererseits aber auch allerlei Calumnien, welche in der 136. Session zurückgewiesen wurden. Einige Tage darauf begegneten Alsted auf der Straße die zwei Remonstranten Poppius und Naeranus und fragten ihn über die letzte Sitzung und wie sich die Synode in Betreff der Calumnien verhalten habe? Er antwortete ihnen, daß man wohl einige Ansichten von Piscator und andern in den Synodalkanons verworfen haben würde, wenn man nicht befürchtet hätte, die Fürsten und Staaten gegen einander aufzureizen. Diesen Vorfall berichtet uns Poppius in seinem Tagebuch. Wer jedoch die remonstrantischen Entstellungen ihrer Gegner kennt, wird sich beim Lesen desselben nicht ganz eines, wenn auch nur leisen Zweifels ent schlagen können.

Man würde sehr irren, wollte man glauben, die Wetterausischen Abgesandten vertraten für sich bloß den Standpunkt der Dordrechter Beschlüsse.

Sie befanden sich auf jener denkwürdigen Synode als die Vertreter ihrer Fürsten und ihres Landes. Die hohe Schule zu Herborn, besonders Piscator, waren gleich zu Anfang des Kampfes zwischen den Remonstranten und Gomaristen oder Kontraremonstranten auf der Letzteren Seite getreten, und ebenso das Haus Nassau. Wilhelm Ludwig war Gomarist aus lebendigster Überzeugung; vom Prinzen Moriz vermutet man, daß er es mehr aus politischen Gründen, aus Opposition gegen die Aristokratie und deren Haupt, Oldebarneveld war. Jenem mußte Alsted von Zeit zu Zeit Mitteilungen über die Verhandlungen der Synode machen.

Nach seiner Rückkehr wurde Alsted zum Professor der Theologie ernannt, mit der Weisung, nebenbei auch noch über die Philosophie zu lesen. Im Jahre 1626 wurde er auf die erste theologische Lehrerstelle befördert, die seither Johannes Piscator inne hatte, der aber im Jahre 1625 gestorben war. Einige Jahre nachher berief ihn der edle Fürst Gabriel von Siebenbürgen an seine neu errichtete Universität zu Weißenburg⁶. Mit Freuden nahm Alsted diesen Ruf an, denn durch den dreißigjährigen Krieg war die Gegend an der Lahn und Dill fortwährend sehr gedrückt und die Herborner Schule fast am Untergang. Sein Landesfürst, Ludwig Heinrich von Nassau Dillenburg, ließ ihn nur ungerne ziehen und nur unter der Bedingung, daß er nach Beendigung des Krieges wieder nach Herborn zurückkehre, sobald er ihn begehre. Alsted zog dorthin und sah sein irdisches Vaterland nicht wieder, denn am 9. November 1638 ging er schon in das himmlische.

Von dem Fleiße Alsteds zeigt die Menge seiner Bücher. Er und Piscator haben unter allen nassauischen Gelehrten die meisten Bücher, jeder nämlich deren über 100 verfaßt. Wegen dieses seines Fleißes gaben ihm seine Zeitgenossen den Namen *sedulitas* (Emsigkeit), welches sie durch ein Anagramm aus dem Namen Alstedius fanden. Auch suchten sie ihn durch folgendes Distichon zu ehren;

Sedulus in libris scribendis atque legendis

Alstedius nomen sedulitatis habens.

d. i. Emsig im Schreiben von Büchern und Lesen,
Ist sein Name nur Fleiß gewesen.

Nicht bloß theologische Werke hat er geschrieben, sondern auch philologische, philosophische, ja das ganze Feld der Wissenschaft hat er bearbeitet mit immer gleichem Erfolge. Es klingt fast märchenhaft, wenn man von seiner Enzyklopädie hört, welche sich über 35 besondere Fächer

⁶ Es wäre sehr erfreulich, wenn uns ein Bruder aus der dortigen Gegend etwas Näheres über Alsteds Wirken an der Schule zu Weißenburg, sowie über diese selbst im „Sonntagsboten“ mitteilen könnte, damit auf solche Weise ein Licht über diese völlig dunkle Periode aus Alsteds Leben verbreitet wurde. D. Verf.

menschlicher Gelehrsamkeit erstreckt und von dem großen Leibnitz später besonderer Beachtung und Aufmerksamkeit gewürdigt wurde. Man hat ihm vorgeworfen, er habe vieles von andern entnommen, allein bei solchen enzyklopädischen Werken ist es ja unmöglich, bloß seine eigenen Gedanken zu geben. „Ich halte, sagt Vogel in seinem Archiv der nassauischen Kirchen- und Gelehrten-geschichte (wovon leider nur 1 Band erschien) S. 152, es daher für sehr unbillig und für eine Ver-sündigung gegen diesen Mann, der seine Selbstständigkeit auf dem Felde der Gelehrsamkeit und Schriftstellerei hinlänglich dokumentiert und mehreren Disziplinen selbst System und Aufnahme in Deutschland verschafft hat, wenn ihn Jacob Thomasius in seinem Buche de plagio und Crenius in seiner Dissertation de furibus literariis pag. 10 an den Pranger stellen und seinen gelehrten Namen zu entwürdigen suchen. Chronologie, Mechanik und natürliche Theologie sind am glücklichsten von ihm bearbeitet worden.“ Ein heftiger Feind Alsteds war der Jenaer Professor Joh. Haimelius, der ein Buch Anti-Alstedius schrieb, gerichtet gegen Alsteds theologia polemica, Han. 1620. Von großem Interesse ist es, zu wissen, daß Alsted Chiliast war. Wir finden überhaupt bei den Deut-schreformierten des 15. und 18. Jahrhunderts eine große Neigung zum Chiliasmus, d. h. zur Lehre von einem sichtbaren tausendjährigen Reiche Christi auf Erden. Alsted setzte in seinem tractatus de mille annis den Anfang desselben ins Jahr 1694. Auch an dem berühmten Werke Chamiers an der panstratia catholica war Alsted beteiligt, indem er den 4. und 5. Band desselben ausarbeitete, und so das Ganze vervollständigte. Seine partikuläre Ansicht jedoch, die er darin niederlegte, die Obrigkeit dürfe keine zwei verschiedenen Religionen im Lande dulden, wurde ihm von der Compagnie der Genfer Pastoren als höchst gefährlich ausgelegt und ihm bedeutet, dieselbe aufzugeben, welche den Gegnern der Wahrheit nur erwünscht sein könnte.

Alsted war verheiratet, mit Anna Katharina, einer Tochter des Herborner Buchdruckers Chris-toph Corvinus, welche ihm vier Kinder gebar: Johann Heinrich, der früh starb; Anna, die sich mit dem Herborner Professor Johann Heinrich Bisterfeld vermählte; Elisabeth, welche die Frau eines Bergwerksverwalters in Siebenbürgen wurde, und Philipp Ludwig, der nach dem Tode des Vaters mit seiner Mutter 1647 nach Herborn zurückkam, nachdem sie die Pest in Weißenburg überstanden hatten. Die Mutter starb aber schon den 30. Januar 1648, worauf Philipp Ludwig einige Zeit nach-her noch Blois in Frankreich ging. 1651 treffen wir ihn wieder in Herborn, bald darauf aber in Wei-ßenburg in Siebenbürgen, wo mit seinem den 27. September 1654 erfolgten Tode das Geschlecht des großen Alsted erlosch.

Wigand Orthius

Schon die geographische Beziehung leitet uns von selbst von Nassau auf Hessen-Kassel über, wenn beide Länder auch nicht ehemals durch die innigsten Bande des Glaubens mit einander ver-bunden und in unsern Tagen auch nicht zu einer großen preußischen Provinz vereinigt wären.

Auch hier walteten in konfessioneller Beziehung dieselben Verhältnisse anfangs ob, wie in Nassau. Doch diente die Universität Marburg gleich beim Beginne der Reformation der reformier-ten Kirche, insofern, als ihr erster theologischer Lehrer Lambert von Avignon schon der Lehre Cal-vins anhing. Unter den Männern, welche in der Folge den theologischen Lehrstuhl an dieser Schule schmückten, begegnet uns auch Wigand Orth, geboren zu Wetter im Jahre 1537 von angesehenen Eltern. Derselbe ist nicht zu verwechseln mit einem andern Marburger Professor gleichen Namens, mit Heinrich Orthius, der einige Jahre vorher daselbst die Philosophie dozierte. Die Anfangsgründe der Wissenschaft erlernte Wigand in der Schule seiner Vaterstadt, von wo aus er die Universität Marburg bezog, um sich dem Studium der Gottesgelehrtheit zu widmen. Unter allen Lehrern zog ihn am meisten an der berühmte Theologe Andreas Gerhard Hyperius, mit dem er auch in einem

gewissen Grad der Verwandtschaft stand, da die Frau desselben seiner Familie angehörte. Orthius folgte ganz der Leitung dieses Mannes in seinen Studien und machte auf diese Weise glänzende Fortschritte. Auch wurde er durch denselben zu seinem größten Vorteil bei den anderen Professoren eingeführt und lernte auf diese Weise auch diese Männer in ihrem Familienleben kennen. Nebenbei beschäftigte er sich unausgesetzt mit der Philosophie, in welcher er am 10. Mai 1558 die Doktorwürde sich erwarb. Als im Jahre 1560 der Professor Wigand Happelius die Professur der heiligen Sprachen (griechisch und hebräisch) niederlegte, um in die Juristenfakultät einzutreten, so setzte man Orth an seine Stelle. Nach Kuchenbecks *Annales Hassiae* wäre er bloß Professor der griechischen Sprache geworden, allein wir folgen hierin Tilemann, genannt Schenck, in seinen *vitae proff. theol. Marburg*, zumal Orth, als er nach herkömmlicher Weise eine Antrittsrede hielt, am 2. Oktober genannten Jahres, in derselben sprach von dem Studium und dem Wert der hebräischen Sprache. Bald darauf begann er seine Vorlesungen mit der Erklärung der vier ersten Kapitel der Genesis. Zwei Jahre darauf, den 13. Juni 1562, wurde er unter die Zahl der Professoren der Theologie aufgenommen, und am 9. Januar 1564 wurde ihm das Ephorat über die Stipendiaten der Universität übertragen. Am 15. Mai desselben Jahres promovierte er zum Doktor der Theologie.

So war er denn mit allen Würden überhäuft, allein diese machten ihn nicht stolz, sondern er blieb demütig und bescheiden und ein treuer Haushalter über die Geheimnisse des Herrn. Seine größte Freude hatte er an dem Worte Gottes. Dies seinen Zuhörern klar auszulegen, sie in die Tiefen desselben einzuführen, erfüllte sein ganzes Streben. Gelehrte werden durch alle spitzfindige Fragen und Spekulationen leicht auf Irrwege gebracht, indem sie das Eine, was Not tut, dann außer Augen lassen. Orthius dagegen wich allen diesen Versuchungen aus dem Wege. Die reine Lehre, die er mit aufrichtigem Herzen bekannte, ohne alle Sophisterei, legte er seinen Zuhörern vor. Und weil es von Herzen kam, was er sprach, so ging es auch wieder zu Herzen.

Es pflegt oft sonderbar der Herr die Seinen zu führen, daß es heißt: Die Wege sind oft krumm und doch gerade, darauf du läßt die Kinder zu dir gehen; da pflegt es wunder seltsam auszusehen; doch triumphiert zuletzt dein hoher Rat. Das traf auch bei Orthius ein. Kaum sechs Jahre ließ ihn der Herr in seinem Weinberge arbeiten, da rief er ihn aus demselben ab. Wie nötig war er nach menschlichem Ermessen für seine Gemeinde, wie trefflich kamen ihr seine jugendlichen frischen Kräfte zu statten. Wie manche junge Leute hatte er durch Gottes Gnade herangebildet zu tüchtigen Dienern am Worte. Aber meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege nicht eure Wege. Auf einem Besuche bei seinem Vater Balthasar Orth in Goßfelden bei Wetter weilend, brach plötzlich die Pest aus. Es war dies um so auffallender, als diese Epidemie damals weder zu Marburg, noch sonst in einem Hause in Goßfelden aufgetreten war. Neun Personen erlagen derselben, worunter zuerst die Frau unseres Orthius, dann seine Schwiegermutter sich befanden. Kurz darauf starben weiter sein Bruder Laurentius und seine Schwestern Gertrude und Susanne an derselben Seuche. Drei Monate nachher, am 28. April 1566 folgte auch unser Orthius ihnen nach. Ein einziges Söhnchen, das ihm der Herr geschenkt hatte, nahm dieser im Verlaufe dieses für die Familie schrecklichen Todesjahres zu sich. Der Kirchhof zu Goßfelden bewahrt seine Statue in Lebensgröße.

Von Orth haben wir bloß zwei Schriften: *Theses de conditione et lapsu hominis deque ejusdem per Christum restitutione* 1562. 4. Marb. (Thesen über die Lage und den Fall des Menschen und seine Wiederherstellung durch Christum) und *Oratio funebris in obitum Hyperii*. Basil. 1568 in 8. (Gedächtnisrede auf Hyperius). Das letztere Schriftchen erschien später als eine Zugabe mit des Hyperius-*methodus theologiae*. Am 1. Februar 1564 war nämlich Hyperius gestorben. Am 27. desselben Jahres hielt ihm Orth erwähnte Gedächtnisrede in der Aula der Universität. Einen treuen Verwand-

ten, einen hochgeehrten Lehrer und einen geachteten Kollegen, den er in allen streitigen Punkten hörte, hatte Orth an Hyperius verloren.

Hören wir ihn selbst über diesen Verlust in seinem Schreiben an den berühmten Dr. Johannes Pincier, dem er diese Rede zuschickte: „Ich übersende Dir, wohlweiser Pincier, hier meine Rede über das Leben und den Tod unseres Hyperius. Zwar verlangen solche Männer keine Lobsprüche. Meine Rede, (ich habe sie etwas lange nachher in der Schule gehalten, teils weil mein Schmerz über den Tod dieses Mannes so groß war, teils wegen meiner Reise nach Kassel und andere Geschäfte) hat mir der Schmerz selbst in der tiefsten Trauer ausgepreßt. An Dich schicke ich sie hauptsächlich jetzt, weil Du immer mit Hyperius aufs Innigste harmoniert hast in den Ansichten über die Religion, die Leitung der Kirche und im Leben und noch dazu nahe mit ihm verwandt warst. Dann hielt ich es auch für das Wichtigste, Dir, der Du ja ebenfalls mein Lehrer und teurer Verwandter bist, meine Rede über den Tod dieses meines lieben Lehrers und Verwandten zu schicken. Lebe wohl.“

Johannes Garnerius

Johannes Garnerius, eigentlich Jean Garnier, ist aus Avignon in Frankreich. Als der Herr daselbst das Wort Gottes wieder nach einer langen Nacht auf den Leuchter stellte, ließ sich auch Garnier von dessen belebenden Strahlen beleuchten. Da aber die Kinder der Finsternis immerdar hassen die Kinder des Lichtes, so verfolgten sie Garnier, und er mußte sein Vaterland, seine Freundschaft und seines Vaters Haus verlassen und in ein fremdes Land ziehen, das ihm der Herr zeigte. Dies war Deutschland. Zuerst lenkte der Herr seine Schritte in die alte Reichsstadt Straßburg, welche damals noch eine Zierde des deutschen Reiches war. In Straßburg bestand seit 1538 eine französische Gemeinde, deren erster Prediger Calvin war. Kurz zuvor war dieselbe auf eine schändliche Weise ihres Hirten Peter Brusly beraubt worden. Dieser war nämlich zur Organisation der Gemeinde zu Tournay in den französischen Niederlanden auf die Bitte derselben dorthin abgereist, durch den Verrat eines falschen Bruders aber ergriffen und trotz der Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen, des Straßburger Senats, des Landgrafen von Hessen von den Feinden der Wahrheit am 19. Februar 1545 verbrannt worden. Zum Nachfolger dieses Märtyrers wurde nun Garnier von der verwaisten Gemeinde gewählt. Er bediente dieselbe mit aller Treue bis zum Jahr 1549, wo er wegen Verweigerung der Unterschrift des Interims sich gezwungen sah, diese Stadt zu verlassen, da man seine Kirche schloß und ihn mit seinem Amtsbruder Ducloux verbannte.

Wohin er ging, ist uns nicht bekannt, da hier alle Quellschriften eine Lücke zeigen, wodurch manche zu falschen Nachrichten verleitet worden sind. Die France protestante wird wohl Recht haben, daß er sobald wieder zurückkehrte, als die Geister sich ein wenig beruhigt hatten. Leider folgte auf das Interim eine andere Plage in Straßburg, das war der fanatische Marbach und Pappus, seine Kreatur, welche nicht bloß den edlen Martyr, sondern später auch den frommen Zanchius aus Straßburg verdrängten, um alles reformierte Bewußtsein aus der ehemaligen reformierten Stadt hinwegzufegen. Diese beiden Männer hielten sich zur französischen Fremdenkirche, so daß letztere auch an ihrem Geschicke vollständig partizipierte. Mit Martyrs Weggange glaubte Marbach den Calvinismus aus der Schule beseitigt zu sehen, und war mit seinen Freunden darauf bedacht, diesen nun auch aus der Kirche zu treiben, in welcher er noch fest saß, nämlich aus der Fremdenkirche. Noch saß Garnier nach seitherigem Brauch im Kirchenrat. Von nun an suchten ihm jene diese seine Stellung auf alle Weise unerträglich und ihn bei seinen eigenen Gemeindegliedern verhaßt zu machen. Hierbei kam ihnen folgender Vorfall, den Marder in seiner Notice historique sur la par. réf. de Strassbourg pg. 10 erzählt, sehr gelegen. Garnier führte mit Gewissenhaftigkeit das Amt der Schlüssel über seine Gemeinde, allein, wie es fast überall Leute gibt, welche sich an Gottes Ordnung nicht

binden lassen wollen, so fanden sich auch hier welche vor. Es waren dies fünf Leute, die unsern Garnier beim Kirchenrat verklagten, er hätte einen von ihnen einen Wiedertäufer, den andern einen Wucherer genannt, sodann schwachen Personen die Privatkommunion verweigert, auch wäre er abgegangen von der Lehre, wie sie hier adoptiert sei, besonders in Betreff des heiligen Abendmahles.

Über letzteren Punkt sollte sich Garnier hauptsächlich rechtfertigen, während man die andern fallen ließ, wohl deshalb, weil allzu handgreiflich daraus die Intrige herausblickte. Er gab das Versprechen, sich in Zukunft dieserhalb an die Worte der Augsburgerischen Konfession halten zu wollen. Es wäre alles gut gegangen, hätte nicht einige Zeit nachher ein alter Pastor Namens Richard Francois, genannt Vauville, den Beza einen vorzüglichen Prediger nennt und dem Vallerandus Pollanus das Zeugnis eines Meisters in der christlichen Lehre gibt, der seither die wallonische Gemeinde zu London bedient hatte, es gewagt, von der Kanzel herab, die ihm Garnier eingeräumt hatte, in unkluger Weise über jene Gegner sich auszulassen. Der Magistrat wollte solche Lizenz nicht dulden und warf ihn ins Gefängnis. Garnier mußte dagegen einen Vergleich eingehen mit seinen Anklägern, welchen die Abgeordneten des Magistrates am 25. März 1555 von der Kanzel der französischen Kirche veröffentlichten. Aber bald nachher bereute Garnier seine Nachgiebigkeit, er appellierte gegen jenen abgezwungenen Vergleich, indem er sich darauf berief, daß man ihn verleumdet habe. Nur mit Mühe entkam er durch das Dazwischentreten seiner Freunde dem Gefängnis und verlangte seinen Abschied.

Hier befindet sich wieder eine Lücke in Garniers Leben für uns, indem wir nicht sagen können, wohin er sich von hier begab bis zu der Zeit, da er nach Hessen kam. Nach Strieder (hessische Gelehrtengeschichte, 4. Band) wäre er gewiß eine Zeitlang Pastor in Metz gewesen, weil dort eine Schrift von ihm erschien, im Jahre 1566 (conference de la messe avec la st. Cène du Seigneur, auch ins Deutsche übersetzt, Amberg 1598). Auch die „France protestante“ findet dies sehr glaublich, nur läßt sie Garnier erst von 1564 bis 1566 dort leben und wohl auch sterben, weil sie es nicht besser weiß, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil damals dort ein Pastor solchen Namens gewesen, dem der Gouverneur die Kanzel verboten. Jedenfalls ist dies, wenn nicht eine Personen- doch eine Zeitverwechslung. War Garnier wirklich zu Metz, so war es vor oder zwischen 1555 bis 1560 und sonst nimmermehr. Denn vom Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen zum Professor der Theologie nach Marburg berufen, trat er den 1. Juli 1560 in seinen neuen Wirkungskreis ein, wie die Universitätsannalen, die von Tilemann Schenck angeführten Manuskripte von Wilh. Dilichius u. a. höchst glaubwürdige Zeugnisse nachweisen, bei deren bloßen Erwägung es uns ganz unbegreiflich vorkommt, wie sich die „France protestante“ auch nur einen Augenblick zu einem Zweifel verleiten lassen konnte, ob Garnerius überhaupt je in Hessen gewesen sei. Zur selben Zeit, wo ihn der Landgraf berief, hatte er auch noch andere Gelehrte berufen, als den Heidelberger Professor der Medizin Petrus Lotichius, Hieronymus Tauler von Dresden, Johannes Villebrochius aus Dänemark, der aber bereits dem Erzherzog Stephan von Österreich seine Dienste angeboten hatte, Johannes Palmarium und Eustachius Querelanus, die aber nicht kamen, während Lotichius leider durch einen plötzlichen Tod am Übersiedeln verhindert wurde.

Mit Eifer und ganzer Hingebung widmete sich Garnerius seinem Berufe in Marburg. Nennt ihn die „France protestante“ bezüglich seiner pastoralen Tätigkeit einen pasteur plein de piété et de zèle, einen Pastor voll Gottesfurcht und Eifer, so gibt ihm nun Tilemann Schenck das Zeugnis eines vir profundae eruditionis historiaeque ecclesiasticae peritissimus, d. h. eines gründlichen Gelehrten und Kenners der Kirchengeschichte. Wahrscheinlich gehörte diese zu den Disziplinen, welche er hier lehrte. In der Lehre war er äußerst lauter, im Ausdruck besonders in der Predigt geschmackvoll, so daß ihn der Landgraf immer lieber gewann und im Jahre 1562 nach Kassel zu seinem Hofprediger

berief, um ihn immer um sich zu haben. Der Landgraf kannte ihn nämlich schon von früher her. Im Jahre 1546, da er als Prinz in Straßburg studierte, erteilte ihm Garnier Unterricht in der französischen Sprache. An ihn mag sich auch Garnier in seiner Not, da er das zweite Mal aus Straßburg weichen mußte, erinnert und gewendet haben. An der Seite dieses edlen Fürsten sollte er nun bald wieder Straßburg sehen. Im Jahre 1569 reiste derselbe dahin, um längere Zeit dort zu verweilen, und nahm seinen Hofprediger mit. In Folge der französischen Bürgerkriege war die Zahl der Flüchtlinge, welche aus Frankreich hieher geflohen waren, sehr groß geworden. Es befanden sich darunter allerlei Vornehme. Aus Achtung vor denselben beschloß der Magistrat, ihnen die Ausübung des französischen Kultus wieder frei zu geben, welcher seit sechs Jahren völlig kassiert war, und unserm Garnier, welchen seine Landsleute wohl darum ersucht haben, zu gestatten, zu predigen. Aller anderen pastoralen Funktionen aber, als Verwaltung der Sakramente, Kopulationen und Beerdigungen, mußte er sich enthalten. Garnier machte aus dieser beschränkten Erlaubnis aus Liebe zu seinen verlassenen Landsleuten während seines Aufenthaltes zu Straßburg Gebrauch, obschon es ihm manche Mühe und Selbstverleugnung kostete.

Nach Kassel zurückgekehrt, war ihm nur noch gegönnt, kurze Zeit zu leben. Der Neid gegen ihn, den Ausländer, der auf alle mögliche Weise von dem Landesherrn bevorzugt wurde, war sehr groß. Er starb eines plötzlichen Todes in Folge eines Giftes, das ihm beigebracht worden, zu Kassel den 6. Januar 1574.

Außer der erwähnten Schrift gab Garnier noch ein französisches Glaubensbekenntnis der Gemeinde zu Straßburg, eine französische Sprachlehre in lateinischer Sprache, eine „declamatio“ über den Hebräerbrief und nach Tilemann Schenck einen Katechismus heraus, der nach Strieder die Hauptstücke der christlichen Lehre in 84 Fragen und Antworten enthält.

Unsere Absicht bei diesen „Theologenbildern“ geht nicht bloß dahin, zu unterhalten und zu belehren, sondern auch so viel als möglich etwaige Unrichtigkeiten zu berichtigen. Möge es uns besonders hier gelungen sein, Ordnung in das Wirrwarr, welches bezüglich dieses Mannes bisher geherrscht hat, gebracht und manche Nebel, worin sein Bild verhüllt war, zerstreut zu haben. Wir können uns nicht versagen, von den Elogen, die nach seinem Tode erschienen, die des Nigidius folgen zu lassen und zwar ohne Übersetzung, um nicht den Eindruck zu sehr abzuschwächen. Die der lateinischen Sprache unkundigen Leser mögen deshalb diesmal uns diese Lizenz zu Gute halten. Diese lautet in Distichen:

Garnerius Gallus nostris peregrinus in oris
 Tradidit Hassiaca dogmata sacra scholae.
 Constans confessor Christi qui pectore firmo
 Hostibus a saevis mille pericla tulit,
 Non timuit mortem, certo quae foedere cunctis
 Imminet, ac nobis est adeunda semel.
 Jugiter hic priscos Patres evolverat omnes,
 Zelus in hoc ingens et pietatis amor;
 Praeterea hunc mire Princeps Guilielmus amavit
 Gratus item reliquis fratribus inde fuit.
 Mortalem eripuit saevus tantummodo vitam,
 Qui dederat forsitan dira venena latro.
 Suspicio talis fuerat concepta quibusdam
 Sed poterat quavis et ratione mori.

Nicolaus Rhodinus

Das hessische Städtchen Treysa darf sich rühmen, diesen Mann hervorgebracht zu haben, auf welchen die Kirche und Schule mit Stolz blickt. Dasselbst wurde er geboren im Jahre 1519. Mit reichen Gaben des Geistes ausgestattet, war er nach Adam nur in einem unglücklich in seiner Jugend, nämlich darin, daß seine Mutter ihm früh starb und er eine Stiefmutter erhielt. Bereits in seinem 13. Jahre bezog der wißbegierige Knabe das Pädagogium zu Marburg, worin er unter der Leitung des Casp. Rodolphus so reißende Fortschritte machte, daß er schon nach drei Jahren in die Zahl der Studenten aufgenommen wurde. Mit Lust widmete er sich der Theologie und hörte zu seinem größten Segen die Vorlesungen des Reformators von Hessen, des Lambert von Avignon. Nach einem zweijährigen akademischen Kursus wurde er in seine Vaterstadt zurückgerufen und der Schule, in der er vor wenigen Jahren selbst noch gelernt hatte, als Leiter vorgesetzt. Doch der achtzehnjährige Präzeptor strebte nach etwas Höherem. Im folgenden Jahre schon verließ er diesen Beruf und kehrte wieder nach Marburg zurück, um sich in den Studien weiter auszubilden. Dasselbst wurde er von dem berühmten Poeten Eobanus Hessus zum Magister der Philosophie gemacht. Er hatte sich, getrieben aus Bewunderung für diesen Mann und einem dichterischen Drange, den er in sich selbst fühlte, ganz an diesen Mann angeschlossen, unter dessen Anleitung er seine poetische Begabung auszubilden suchte. Im Jahre 1541 wurde ihm die Leitung der lateinischen Bürgerschule zu Marburg übertragen. Nebenbei benützte er immer noch die Vorlesungen, besonders die des Gerhard Noviomagus Geldenhauer. In demselben Jahre machte er jedoch die Bekanntschaft dreier jungen Grafen, welche ihn überredeten, sie auf einer Reise, fremde Akademien kennen zu lernen, zu begleiten

Sie gingen zuerst nach Löwen und von da nach Dolen in Burgund. An letzterem Orte wurde Rhodinus von den Vorgesetzten gebeten, im Pädagogium die Dialektik und griechische Grammatik zu lehren. Weil aber jedem Dozenten der Zwang angetan wurde, sich zur römischen Lehre zu bekennen, so blieb er nur zwei Monate daselbst und wandte sich darauf nach Paris, wo er bis zum Jahre 1543 verblieb. Nach seiner Rückkunft in sein Vaterland wurde er vom Landgrafen Philipp dem Großmütigen dem Johann Buchius in der Information der jungen Prinzen beigeordnet. Nachdem er vier Jahre zur größten Zufriedenheit seines Fürsten dieser Aufgabe sich unterzogen hatte, verheiratete er sich mit Anna Clauten von Kassel. Nach dem Wegzug des Benedict Aretius von Bern 1549 wurde er auf der Stelle als Professor der Rhetorik nach Marburg berufen. Um diese Zeit ging der Kaiser mit der Absicht um, auch dem hessischen Volke das Interim aufzudrängen. Von der Annahme desselben, hieß es, hänge das Wohl des Fürsten ab. Allein das ganze Land erhob sich wie ein Mann gegen das selbe und dem Landgrafen, welcher aus Schwachheit wohl nachgegeben hätte, schadete es keineswegs, daß er auf die Beschlüsse der am 3. August 1548 gehaltenen Kasseler Konferenz hörte und es zurückwies. Der Herr wandte in Gnaden alle drohende Gefahr ab. Nach einem Zeitraume von fünf Jahren wurde Rhodinus als Pastor in die niederhessische Stadt Melsungen berufen, wo er jedoch nur ein Jahr verblieb. In Marburg war nämlich der Pastor Joh. Rodophantus (Rosenweber) gestorben und alles verlangte nun Rhodinus zu seinem Nachfolger. Diesem allgemeinen Verlangen konnte er sich nicht widersetzen und zog denn wieder im Jahre 1555 in sein geliebtes Marburg ein, um dasselbe nicht mehr zu verlassen. Als im Jahre 1561 der hochberühmte Lehrer der Straßburger Schule, Hieronymus Zanchius, seine uns bereits bekannten 14 Thesen zur Approbation auch an die Marburger theologische Fakultät schickte, unterzeichnete unser Rhodinus dieselben mit Hyperius, Lonicerus, Garnerius, Orthius, Johann Pincier und Pistorius aus Nidda, wodurch sie ihre und der Schule und Kirche von Hessen völlige Zugehörigkeit zur reformierten Kirche besiegelten. Nichts konnte unserem Rhodinus weher tun, als das damals in Deutschland übliche Geschimpf auf Zwinglianer und Sakramentirer, worüber er noch ein Jahr vor seinem Tode sich in einem Brief an

Pantaleon Candidus, den Superintendenten der Kirche von Zweibrücken, und an Qualter in Zürich beklagte.

Da Rhoding jetzt ausschließlich der Kirche angehörte, und diese seine Gaben zu würdigen wußte, so treffen wir ihn von nun an auf allen wichtigen Konventen. Im Jahre 1557 besuchte er den Frankfurter Konvent, der zur Vorberatung eines verabredeten Kolloquiums zwischen Protestanten und Römischen gehalten wurde. 1561 treffen wir ihn auf dem Naumburger Konvent und auf der Kasseler Synode, die in demselben Jahre stattfand, wo die hessischen Theologen auf des Pistorius Vorgang festsetzten, an den Bestimmungen des Frankfurter Rezesses festzuhalten. Als im Jahre 1566 der Herzog Christoph von Württemberg, um zwischen den pfälzischen und württembergischen und sächsischen Theologen in Betreff des h. Abendmahles zu vermitteln, sich um ein Gutachten an die Theologen Hessens gewendet hatte, traten Rhoding, Pistorius, Grau, Meier, Crispinus und Kaufungen in einem Bedenken, wovon Hassenkamp in seiner hessischen Kirchengeschichte Bd. 1, S. 756 und 757 Mitteilung macht, mehr auf die Seite der Württemberger, als auf die Seite der Pfälzer, mit denen sie sonst in allem harmonierten. Doch beruht diese Differenz unserer Ansicht nach lediglich nur auf den Ausdrücken über das h. Abendmahl, nicht auf einem wesentlichen Momente.

Da um diese Zeit in Marburg allerlei Streitigkeiten zwischen den Professoren ausgebrochen waren, so übertrug der Landgraf, der ein großes Vertrauen zu Rhoding hatte, demselben die Aufsicht über alle theologischen Disputationen, um sie zu beschwichtigen. Nach dem Tode Heinrich Victors wurde ihm dessen Stelle, die erste theologische Professur, den 1. Juli 1576 zuteil. Dabei versah er aber nach wie vor seine pastoralen Funktionen. Seine Inauguralrede hielt er über das Lob des Apostels Paulus. Um die theologische Doktorwürde, die er oft ausgeschlagen, jetzt zu erhalten, wozu ihn seine Freunde anhielten, verteidigte er am 12. Oktober einige Thesen über Jesu Christo, den wahren und einigen Mittler und die erdichteten Mittler. Am 1. Juli 1579 wurde er zum Rektor gewählt. Aber nicht lange mehr sollte er diese Ehre genießen. Oft sehnte er sich mit dem Apostel bei Christo zu sein, wenn er auf den Jammerstand der Kirche blickte und von den Zwistigkeiten hörte, zwischen denen, die als Brüder sich lieben und vertragen sollten. Der Herr erfüllte plötzlich seinen Wunsch. Es war am 19. September 1580, als er, aus der Predigt nach Hause gekommen, sich unwohl fühlte. Er mußte sich zu Bette legen, gab aber kein Zeichen der Traurigkeit von sich, sondern sagte, immer bei Zunahme der Krankheit: „Des Herrn Wille geschehe!“ Als endlich die Vorbotten des Todes sich einstellten, verlangte er in ein anderes Bett getragen zu werden, das er sein „Ruhebett“ nannte und worüber er schon lange vorher den Vers geschrieben hatte, um sich stets an den Tod zu erinnern:

Ut somnus mortis sic lectus imago sepulcri,

d. h. wie der Schlaf ein Bild des Todes, so ist das Bett ein Bild des Grabes. Kaum in dies Bett gelegt, entschlief er alles Erwarten sanft am 23. September 1580 abends 7 Uhr.

Rhoding war eine irenische Natur, dabei bescheiden und in seiner Lebensweise sehr einfach. Oft hatte er an einem Tage zwei Predigten und zwei Vorlesungen zu halten, allein immer dar blieb er unverdrossen. Bei der Geburt jedes seiner Kinder, deren ihm Gott fünfzehn schenkte, schrieb er jedesmal in lateinischer Sprache in das Geburtsbuch: „Gott sei Lob für seine Segnung.“ Außer einigen lateinischen Gedichten, meistens auf besondere Veranlassungen niedergeschrieben, gab er auch heraus, ebenfalls lateinisch, eine Ermahnung an Deutschland, den von den Papisten auf ruchlose Weise erregten Krieg mit den Waffen zu beschwichtigen. Marb. 1548.